

ERICH KÖHRER

# Unter der Herrschaft des Bolschewismus

Berlin : "Der Firn"  
1919

# EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



## Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

## Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

## Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

## More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

# Unter der Herrschaft des Bolschewismus

---

Berichte, Erlebnisse, Bilder  
aus den Tagen der Räte-  
regierung im Baltikum

---

Gesammelt und eingeleitet von

**Erich Koehrer**

Pressebeirat der deutschen Ge-  
sandtschaft bei den Regierungen  
♦♦ Lettlands und Estlands ♦♦

---

Herausgegeben von „Aufbau und  
Werden“, Gesellschaft für prak-  
tische Volksaufklärung und  
Steigerung der natio-  
nalen Arbeitskraft

**Preis 2 Mark**

**„Der Fien“**

Verlag für praktische Politik und geistige Erneuerung  
Berlin W. 62

# Unter der Herrschaft des Bolschewismus

Berichte, Erlebnisse, Bilder  
aus den Tagen der Räte-  
regierung im Baltikum

Gesammelt und eingeleitet von

**Erich Koehrer**

Pressesekretär der deutschen Gesandtschaft bei  
den Regierungen Lettlands und Estlands

Herausgegeben von „Aufbau und  
Werden“, Gesellschaft für prak-  
tische Volksaufklärung und  
Steigerung der nationalen  
Arbeitskraft

4A

43558

1921:666

„Der Firm“

Verlag für praktische Politik und geistige Erneuerung  
Berlin W. 62



## Einleitung.

Der geistige Kampf gegen den Bolschewismus hat in den letzten Monaten in Deutschland recht umfangreiche Formen angenommen. In Tausenden von Flugblättern, Broschüren, Plakaten, oft von einer hervorragenden Ungeschicklichkeit, hat man ihn bekämpft, in Hunderten von Vorträgen ist man dem Problem kritisch zu Leibe gerückt. Alle diese Vorträge und Flugschriften müssen letzten Endes ein Schlag ins Wasser sein, weil der Bolschewismus eine Idee ist, und weil man Ideen nicht in theoretischen Auseinandersetzungen bezwingen kann. Will man den Glauben an die Heilskraft des Bolschewismus, der in nicht geringen Kreisen aller sozialen Schichten verbreitet ist, wirkungsvoll bekämpfen, will man ihn zu erschüttern suchen, so kann man das nur mit Tatsachen. In einer Broschüre „Das wahre Gesicht des Bolschewismus“ (Herausgegeben unter Förderung von „Aufbau und Werden“, Gesellschaft f. prakt. Volksaufklärung) habe ich selbst vor einigen Monaten zum ersten Male eine Reihe von Tatsachen aneinandergereiht, die einen gewissen Einblick in die Psyche der Bolschewisten gewährten, die erkennen ließen, welche Wirkung die bolschewistische Heilslehre in vielen ihrer Anhänger auslöst. Aber auch diese Broschüre, deren Material wohl eine erschreckende und vielfach überzeugende Sprache redet, mußte als Waffe gegen den Bolschewismus unter dem Mangel leiden, daß sie nur Einzelfakten, wenn auch in gehäufter Zahl, zusammenfaßte, daß sie sozusagen nur Negatives brachte. Viel wichtiger als die Feststellung der Greuelthaten, mit denen das Schuldkonto der Bolschewisten beladen ist, ist natürlich eine Betrachtung der positiven Arbeit, die sie dort leisten, wo sie die Macht erringen. Wir haben in Deutschland eine kleine Probe davon in München genossen. Aber dort war die Herrschaft der Bolschewisten immerhin nur eine vorübergehende, und wir können uns außerdem nicht daran gewöhnen, ein leises Gefühl wie bei einem Karnevalscherz bei solchem Vorgehen gerade in München zu unterdrücken.

Im Baltikum, wenigstens in großen Teilen der baltischen Provinzen, hat die bolschewistische Herrschaft länger gedauert. Hier war sie auch nicht geführt von ein paar fanatisierten Literaten, sondern hier standen an der Spitze Kommunisten, die seit vielen Jahren in der

Bewegung tätig waren und nach festem Plan arbeiteten, die sich über ihre Ziele völlig im klaren waren. Insbesondere die Großstadt Riga war viereinhalb Monate einer Räteregierung ausgeliefert, die hier zeigen konnte, was sie leistet, und die auch nach dem eigenen Ausspruch ihres Führers Stusčka entschlossen war, ihr Können zu erweisen. Darum muß es überaus lehrreich sein, zu betrachten, was der Bolschewismus an positiven Ergebnissen zutage gefördert, welche Wirkungen in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht er gezeitigt, wie er zur Verbrüderung der Menschen, zu ihrer Veredelung beigetragen, wie er die Gemeinwirtschaft auf eine neue, bessere Basis gestellt und wie er mit reinen Mitteln und reinen Händen seine Ideale verwirklicht hat.

In meiner Tätigkeit bei der deutschen Gesandtschaft bei den Regierungen Lettlands und Estlands sind zahllose Berichte und Photographien durch meine Hände gegangen, die auf die Wirksamkeit der Räteregierung Lettlands markante Lichter werfen. Ich habe aus der Fülle dieses Materials eine ganz bescheidene Auslese getroffen und den Berichten glaubwürdiger Persönlichkeiten, die unter der bolschewistischen Herrschaft Wochen und Monate verlebt haben, eine Zusammenfassung meiner eigenen Eindrücke hinzugefügt, die ich in Riga gewonnen habe. Ich habe Riga am zweiten Tage nach der Befreiung betreten, und ich glaube sagen zu dürfen, daß, was ich dort mit eigenen Ohren gehört, mit eigenen Augen gesehen habe, ein unverfälschtes Bild eines Gemeinwesens unter bolschewistischer Herrschaft darstellt. Ich habe mich mit Arbeitern und einstmals reich gewesenen Adeligen unterhalten, ich bin allein im Gefängnis gewesen und habe mich bei Angehörigen aller Nationalitäten unterrichten können. Ich habe die ideale Grundlage der bolschewistischen Ideen nie verkannt und verkenne sie heute noch nicht. Aber ich bin mir in den Tagen von Riga absolut und unerschütterlich darüber klar geworden, daß der Bolschewismus, wenn er überhaupt ein Ideal ist, wie alle Ideale für die Menschheit nie erreichbar sein wird. Im Hauptquartier der deutschen Gruppe der russischen kommunistischen Partei in Riga habe ich eine Broschüre aufgefunden: „Was will der Spartakusbund?“ Wenn man diese Broschüre liest, mag man wohl unwillkürlich gepaßt werden von dem idealen Schwung ihrer Forderungen, von der überzeugenden Ehrlichkeit ihres Willens zum Guten. Da heißt es unter anderem: „An Stelle der Arbeitgeber und ihrer Lohnsklaven: freie Arbeitsgenossen! Ein menschenwürdiges Dasein jedem, der seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllt.“ An einer anderen Stelle: „Die

Proletariermassen müssen lernen, aus toten Maschinen, die der Kapitalist an den Produktionsprozeß stellt, zu denkenden, freien, selbsttätigen Lenkern dieses Prozesses zu werden. Sie müssen Fleiß ohne Unternehmerpeitsche, höchste Leistung ohne kapitalistische Antreiber, Disziplin ohne Foch und Ordnung ohne Herrschaft entfalten." Und drittens heißt es: „Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie haßt und verabscheut den Menschenmord. Sie bedarf dieser Kampfmittel nicht, weil sie nicht Individuen, sondern Institutionen bekämpft, weil sie nicht mit naiven Illusionen in die Arena tritt, deren Enttäuschung sie blutig zu rächen hätte. Sie ist kein verzweifelter Versuch einer Minderheit, die Welt mit Gewalt nach ihrem Ideal zu modeln.“

Wie aber alle diese idealen Forderungen in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind, das lehren die in diesem Heft vereinigten Berichte. Die Arbeiterschaft Rigas hat über den Bolschewismus das vernichtende Todesurteil gesprochen, als sie zwei Tage vor der Befreiung Rigas nicht einen einzigen bolschewistischen Vertreter in den Arbeiterrat wählte. Die Arbeiterschaft, der der Bolschewismus das Paradies auf Erden in Aussicht stellte, hat in Riga schnell erleben müssen, was der Bolschewismus unter freien Arbeitsgenossen versteht, was er menschenwürdiges Dasein nennt. Wo der Bolschewismus zur Herrschaft gelangt ist, hat er die alten Formen zerbrochen, aber nicht, um sie durch neue zu ersetzen, sondern um das Chaos zu schaffen. Die Erscheinungen sind überall dieselben. Nationalisiert wird, alles Privateigentum verschwindet, aber es wird nicht in den Dienst der Allgemeinheit gestellt, nicht der Gemeinwirtschaft kommt der Ueberfluß einzelner zugute, sondern der Besitz wechselt nur. Es sind die Kommissare, die Beamten der Sowjetregierung, die nicht einen Augenblick daran denken, „Disziplin ohne Foch und Ordnung ohne Herrschaft“ zu entfalten. Die Nationalisierung in der brutalen Form, in der der Bolschewismus sie über die Knie bricht, tötet Handel und Wandel. Den Massen werden nicht neue, bessere Arbeitgelegenheiten schafft, sondern nur die alten zerstört. Und über dem Gemeinwesen thront der Terror, den der Bolschewismus „haßt und verabscheut“. Weil es nur eine Minderheit ist, die im Bolschewismus die Welt nach ihren Ideen modeln will, darum greift diese Minderheit zu jedem Mittel. Mord und Raub sind die Waffen, mit denen diese bolschewistische Minderheit ihre Welt zu gestalten sucht. Jeder Mensch wird mit Füßen getreten, jedes Recht der Persönlichkeit wird unterdrückt. Gerade die Angehörigen des bolschewistisch regierten Staatswesens

werden „tote Maschinen“, denen man vorschreibt, was und wo sie arbeiten, was und wo sie essen müssen. Ein grellerer Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, als er sich in der erwähnten dokumentarischen Flugschrift der Bolschewisten und den tatsächlichen Verhältnissen kundtut, wie sie sich unter der bolschewistischen Herrschaft entwickelt haben, ist nicht auszufinden.

Weil der Bolschewismus als Idee ein ideales Gepräge trägt, wird er immer Anhänger haben. Es wäre töricht, sich gegen diese Gewißheit zu sperren. Aber diese Anhänger, soweit sie nicht gerade in der Umsetzung der idealen Theorien in die verbrecherische Wirklichkeit die Befriedigung ihrer Gelüste zu finden hoffen, sollen bedenken, daß die Menschheit noch lange nicht für jedes Ideal reif ist. Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß die bolschewistischen Führer ihre Streiter in einer überwiegenden Mehrzahl aus dem Abschaum der Gesellschaft rekrutieren. Der ehrliche Arbeiter, der durch die Schulung einer sozialistischen Weltanschauung hindurchgegangen ist, kann sich auf die Dauer der Erkenntnis nicht verschließen, daß die bolschewistischen Horden keine Kampfgenossenschaft für ihn sind. Die Entwicklung der Welt, der Menschheit, kann nie durch solche Ströme von Blut gefördert werden, wie sie die Bolschewisten überall dort vergossen haben, wo sie zur Herrschaft gelangt sind. Eine Lehre, deren Verkünder ihre Ueberzeugungskraft selbst für so gering halten, daß sie jede Gegenäußerung blutig unterdrücken, daß sie jeden Andersdenkenden dem Henker überliefern, muß doch an einer inneren Schwäche krankten, mag ihre Grundlage auch noch so gut gemeint sein. Sollte es wirklich erst nötig sein, daß die ganze Welt, daß vor allem unsere schon so schwer verwundete deutsche Heimat erst am eigenen Leibe die bolschewistische Krankheit spüren muß, um ihr Wesen zu erkennen und sie zu überwinden? Sollten wir wirklich nicht aus den Erfahrungen der Gebiete lernen können, die diese Krankheit bereits durchgemacht haben? Als ich nach Riga kam, hatte ich das Gefühl, eine tote Stadt zu betreten. Da wurde mir die Pflicht besonders deutlich klar, diese Eindrücke in die Welt hinauszurufen, um die noch lebende Heimat vor gleichem Geschick bewahren zu helfen. Man kann politisch sehr radikal sein, auch ohne den Tod alles Lebens zu wünschen. Ich weiß seit den Mäientagen dieses Jahres, daß Bolschewismus wirtschaftlichen Tod bedeutet. Mein Wunsch ist, daß aus den nachfolgenden Berichten dieses Wissen sich weithin verbreite und dazu beitrage, dem Bolschewismus den Eingang nach Deutschland zu sperren.

Riga, 30. Mai 1919.

Er ich Röhrer.

## In Dorpat eingetert.

Zwei lange Wochen der Roten Herrschaft lagen hinter uns, und noch hatte kein Roter die Schwelle zu unserer Wohnung überschritten. Obwohl wir täglich und stündlich mit ihrem Besuch rechneten, verbrachten wir die Feiertage in ungetrübter Feststimmung. Ja, ich möchte sogar sagen, in erhöhter Feststimmung! Die Freiheit, die wir im Gegensatz zu vielen Bürgern der Stadt noch genossen, erschien uns nicht als etwas Selbstverständliches, wie in normalen Zeiten, sondern als ein besonderes und überaus wertvolles Festgeschenk.

Am 2. Januar pochte die erste Warnung an unsere Tür: die Roten erschienen am Nachmittage in unserem Hause. Wir erhielten die Nachricht, während sie das Souterrain und die Wohnung unter uns durchstöberten. Das Haus war nicht umstellt, ein Entfliehen durch die Hintertreppe war daher möglich. Aber wohin und auf wie lange? Ich beschloß, zu bleiben. Dieses Mal blieb es aber beim Schreckschuß. Einer der Hausleute hatte in einem der Roten, der nicht estnisch zu verstehen vorgab, einen Esten, den ehemaligen Schreiber auf einem Polizeiinspektorstol zu zarischer Zeit, wiedererkannt. Diese Entdeckung schien den ungebetenen Gast peinlich zu berühren. Jedenfalls hatte er es mit einem Male sehr eilig und verließ mit seinen drei Kumpanen das Haus: Die Wohnungen seien zu groß und zu weitläufig, um sie in den kurzen Abendstunden zu revidieren, sie würden daher bei Tageslicht wiederkommen . . .

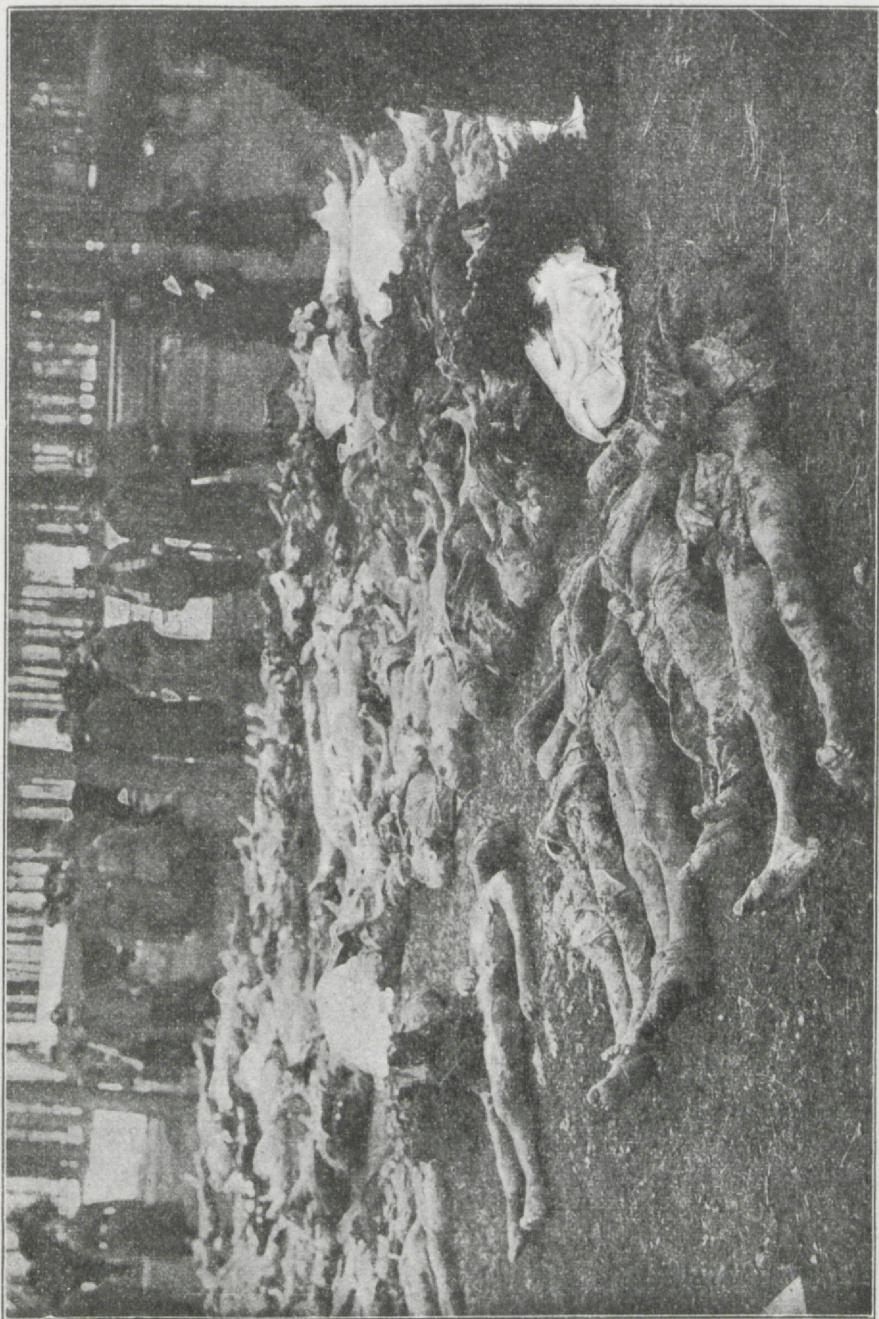
Der nächste Tag verlief ungestört. Erst am Abend gegen 1/28 Uhr wird unten an der Haustür die Glocke zu unserer Wohnung gezogen. Wir öffneten die Tür, und herein treten zwei Mann, ein Uniformierter und ein Zivilist. Der erstere, mit einer Lammfellpapacha, ist bis an die Zähne bewaffnet, sonst aber von gutmütigem, einfältigem und recht harmlosem Aussehen. Der andere in Zivil hat ein junges, blasses Gesicht mit tiefliegenden Augen und fest zusammengekniffenen Lippen. Er weist eine Order vor, die ihn zur Hausdurchsuchung ermächtigt, und geht sogleich mit peinlicher Genauigkeit ans Werk. Sein Benehmen ist nicht unhöflich, verspricht aber



wenig. In den Zimmern, die wir Flüchtlinge vom Bande in der sonst leer stehenden Wohnung bewohnen, wird nichts gefunden, was Argwohn erregt. In den anderen Zimmern werden beschlagnahmt: ein altertümliches Steinschloßgewehr und ein orientalischer Dolch, die als Wandschmuck dienten, eine Schrotpatrone, etwas Jagdpulver und ein leerer Patronenrahmen zu einer Browningpistole. Die ganze Hausdurchsuchung dauert anderthalb Stunden. Wir atmen erleichtert auf, als sich unsere Gäste zurück ins Vorzimmer begeben. Da, im letzten Augenblick erhalte ich die halb laut gesprochene Weisung: „Sie folgen uns!“ Ich versuche zu protestieren, gebe es aber auf, als mir ein regelrecht auf meinen Namen ausgestellter Haftbefehl vorgewiesen wird. Auf meine Bitte wird mir noch eine Viertelstunde zugebilligt; nach ihrem Ablauf verlasse ich an der Seite meiner Besucher das Haus.

Durch eine friedliche Winternacht mit tiefverschneiten Dächern und Bäumen geht es durch ausgestorbene Straßen dem unbekannten Schicksal entgegen. Auf dem Marktplatz werden wir von einer Soldatenpatrouille angerufen: „Genossen, wohin des Wegs?“ — „Wir eskortieren einen Verhafteten!“ — und weiter geht es zum ehemaligen Polizeigebäude, wo ich abgeliefert werde. Hier herrscht reges Treiben; dicht gedrängt stehen andere Schicksalsgenossen, und immer wieder werden neue hereingeführt. Die meisten von ihnen sind auf der Straße verhaftet; sie haben vorschriftsmäßig ihre Pässe (russische oder auch deutsche Ausweise oder auch beides) bei sich geführt, auch haben sie sich nicht gegen die Polizeistunde vergangen. Auf ihre Fragen, weshalb sie angehalten worden, erhalten sie keine Antwort. Einer nach dem andern muß vortreten, seine Taschen leeren und sich einer Leibesvisitation unterziehen lassen. Alle Wertgegenstände und Geld, falls die Summe über 100 Rubel beträgt, werden konfisziert; kleinere Beträge und wertlose Gegenstände außer Messer, Schlüssel und anderen Metallgegenständen, werden zurückerstattet. Darauf werden die Personalien aufgenommen und in ein Buch eingetragen.

Ich muß lange warten, da ich nicht auf der Straße verhaftet wurde — offenbar gehöre ich zu der Kategorie der schweren Verbrecher. Dafür spricht auch der namentliche Haftbefehl, der mir vorgewiesen wurde. Endlich sind alle außer mir erledigt. Man sieht sich nach meiner Eskorte um, um von ihr näheres über den Grund meiner Verhaftung zu erfahren. Vergeblich — diese ist, offenbar des langen Wartens müde, längst fortgegangen und hat die in meiner Wohnung



Aus der Volksgewissenheit in Windau. Ausgegrabene Opfer des Terrors.

konfiszierten Gegenstände achtlos in eine Ecke des Zimmers geworfen. Der protokollführende Schreiber ist anscheinend in Verlegenheit und weiß offenbar nicht, was er mit mir anfangen soll. Endlich entschließt er sich, mit mir ebenso wie mit den anderen auf der Straße Verhafteten zu verfahren. Mein Taschenmesser, meine Uhr, sämtliche Papiere und Dokumente, sowie andere Kleinigkeiten, die ich bei mir führte, werden mir abgenommen. Besondere Aufmerksamkeit erregt ein aus Papier ausgeschnittener Hahn — das Werk meiner sechsjährigen Tochter, das ich mir aufgehoben hatte. Nach eingehender Musterung wird dieser gravierende Belastungsgegenstand mit den anderen Sachen zusammen in ein Kuvert getan, das meinen Namen als Aufschrift erhält. Darauf werden wir, eine Gruppe von etwa einem Duzend, unter bewaffnetem Konvoi zum Hof des Kreditystems geführt und in dem hier eingerichteten Arrestlokal abgeliefert. Und damit war ich angelangt: C o m p a g n i e s t r a ß e 5.

In der Wachtstube werden nochmals unsere Namen in einer Liste verzeichnet. Das Arrestlokal bestand zur Zeit meiner Einlieferung aus zwei kleinen Zimmern mit zwei bzw. einem Fenster, die durch eine offenstehende Tür miteinander verbunden sind. Die geschlossenen Doppelfenster sind außen vergittert und innen mit geschlossenen Eisenläden versehen. In jedem Zimmer brennt eine helle Gaslampe. In beiden Zimmern sind zweistöckige Holzpritschen für höchstens 20 Mann eingerichtet; auf ihnen hat es sich aber eine reichlich größere Anzahl „bequem“ gemacht. Der noch frei gebliebene Raum ist auch bereits mit einem Gewirr von schlafenden, kauernenden und auf einigen wenigen Holzstühlen hockenden Gestalten besetzt — im ganzen sind es 49 Personen.

Die Räume sind ungeheizt. Als die ersten Arrestierten zwei Tage früher das Lokal bezogen, war es ihrer Schilderung nach so kalt gewesen, daß sie sich nur durch fortwährendes Hin- und Herlaufen hatten warm erhalten können. Jetzt dagegen ist durch die Körperwärme der Eingepferchten die Temperatur auf über 20 Grad gestiegen, die Ausdünstungen schlagen sich an den noch kalten Wänden nieder und rinnen in Tropfen herab. Im ersten Augenblick bin ich durch den Dunst, Tabaksqualm und die erdrückend widrige Luft wie benommen; erst nach und nach gewöhne ich mich an meine neue Umgebung und beginne mich zu orientieren. Zum großen Teil sind die Inhaftierten nichts weniger als „Burshuis“, sondern städtische Schwarzarbeiter und landlose Bauern, also gerade die Klasse, aus der das Heer der Roten gebildet wird. Dann gibt es zahlreiche Gesinde-

wirte, Künstler, Gemeindefchreiber usw., und ferner städtische Bürgerſchaft in allen Schattierungen, große und kleine Kaufleute, Beamte und Literaten, angefangen vom kleinen Schreiber bis zum Univerſitätsprofefſor und endlich einige Großgrundbeſitzer vom Lande. Dem Alter nach finden ſich Schüler von 14 Jahren an, Jünglinge, Männer und ſelbſt Greiſe in ſchneeweißem Haar mit zitternden Händen. Wahrhaftig, eine bunſtedigere Geſellſchaft ließe ſich auch bei beſtem Willen nicht aufreiben. Ich gewinne den Eindruk, daß die Verhaftungen ganz wahllos erfolgt ſind, von keinem Prinzip, von keiner Richtlinie, weder nationaler, ſozialer, noch einer anderen geleitet. Bald entdecke ich auch unter meinen Mitgefangenen eine Reihe von Bekannten, von deren Verhaftungen ich zum Teil ſchon gehört hatte.

Da an Schlafen nicht zu denken iſt, bin ich bald in lebhaftem Geſpräch mit ihnen, wobei auch neue Bekanntschaften angeknüpft werden. Zunaͤchſt intereſſieren alle die näheren Umſtände der Verhaftungen; es gibt da unzählige Variationen. Die Mehrzahl iſt einfach auf der Straße aufgegriffen und hat keine Ahnung, weshalb die Verhaftung erfolgt iſt. Bei den häuslichen Arretierungen ſind manchmal beſtimmte Beſchuldigungen erhoben worden, wie Zugehörigkeit zur weißen Garde, zum Heimatschutz usw. Auch die Art der Verhaftung iſt ſehr verſchiedenartig geweſen, in manchen Fällen voller Brutalität und widriger Begleitumſtände, wie bei einigen Geiſtlichen und einem alten verdienten General. Der letztere hatte nur zwei Wochen früher vom erſten Kommandanten der Roten, einem Ruſſen, ſogar einen Waffenschein erhalten, der ihn berechtigte, ſeine in drei Feldzügen ruhmvoll geführten Waffen zu behalten. Jetzt, nach dem Abzug der ruſſiſchen Garniſon, hatte ihn dieſer Schein nicht vor den gemeiſten Inſulten geſchützt; er war zuſammen mit ſeiner Gemahlin eingesperrt worden. Letztere und noch einige andere Damen ſind inzwiſchen in einem benachbarten Zimmer getrennt untergebracht worden. In anderen Fällen, wie auch bei mir, war mit einer gewiſſen Rückſichtnahme, ja ſogar manchmal mit gewiſſem Taſt vorgegangen worden. Viele der Arretierten ſind gleich verhört worden, die meiſten aber nicht.

Mit uns zuſammen ſitzen auch einige Kriminelle; Taſchendiebe, Trunkenbolde und zahlreiche „Spekulanten“, d. h. ſolche, bei denen größere Borräte an Tabak und anderen Waren gefunden wurden. Unter den „Politischen“ iſt mir ein ganz monſtröſer Fall erinnerlich. Ein Kerl mit einer ſchlecht verbundenen großen Kopfwunde wird

eingeliefert, der folgendes erzählt: Er hatte seiner Schwester Vorstellungen gemacht, daß sie sich mit einem Roten in einen Liebeshandel eingelassen. Die liebevolle Schwester hatte ihn zum Dank dafür mit einem Hammer traktiert und ihn obendrein als Feind der Roten denunziert. Nun muß er seine rückständige politische Gesinnung doppelt büßen! Ein Krimineller, der wegen seiner reichen Erfahrung in ähnlichen Fällen von uns zum Ältesten gewählt wird, verzapft seine Weisheit. „In der ersten Woche“, meint er, „darf man nie auf eine Befreiung hoffen, sondern nur daran denken, sich einen möglichst guten Schlafplatz zu erobern und zu behaupten.“ Auch weist er seine staunenden Zuhörer in die Geheimnisse der Sprache von Pferdedieben ein. Leider wird dieser Vielerfahrene, seiner eigenen Theorie zum Trost, schon am nächsten Tage befreit.

In dem scheinbaren Chaos entdecke ich allmählich eine Art Ordnung und Gliederung: die verschiedenen Elemente gruppieren sich je nach ihrer sozialen Stellung, ihrer Nationalität usw. Diese Gruppierung ist aber keine ständige; am Tage besonders vermischen sich die verschiedenen Gruppen fast vollständig, und nur des Nachts, wenn sich alles zur Ruhe einrichtet, lassen sich ihre Grenzlinien einigermaßen sicher unterscheiden. Der radikalste Flügel unseres Staates im Kleinen, von uns nach berühmten Mustern der „Berg“-genannt, hat sein Standquartier auf der oberen Holzpritsche im größeren Zimmer aufgeschlagen; er unterscheidet sich äußerlich durch sein Benehmen und Gebahren durch nichts von unseren Gewalthabern, den Roten. Seine Mitglieder sind, wie es scheint, selbst dieser Ansicht; sie vermuten, daß ein bloßes Mißverständnis an ihrer Verhaftung schuld ist, und erwarten in den ersten Tagen mit größter Ungeduld ihre Befreiung, auf die sie mit Sicherheit hoffen. Viele von ihnen tragen rote Schleifen, sie lesen eifrig und anscheinend mit ungeheucheltem Enthusiasmus Gehartikel aus dem „Molot“ und dem „Edasi“, wenigstens anfangs; eine Woche später ist ihre Stimmung unter dem Eindruck von Ereignissen, auf die ich später zurückkommen will, ganz umgeschlagen, und es scheint mir, daß gerade diese Leute gründlich von ihrem Bolschewismus kuriert sind. Unter den für viele von uns so qualvollen Neußerlichkeiten, dem Schmutz, der widrigen Luft usw. scheinen diese Leute nicht besonders zu leiden, sie erkennen das selbst. „Komu eto tjurma, a nam nomer“ (Für manchen ist es ein Gefängnis, für uns ein gutes Nachtschl) hörte ich einen von ihnen sich äußern.

Außer diesen „Waschechten“, die im allgemeinen ziemlich harmlos sind, gibt es ein paar äußerlich ähnliche, aber viel schlimmere Gefellen.

Diese verhalten sich meistens still, haben einen lauernden Blick, schleichen überall herum und drängen sich stets dort heran, wo ein lebhaftes Gespräch geführt wird. Wohl nicht mit Unrecht vermuten wir in diesen Spione der Koten, und jeder Neuhinzukommende wird vor ihnen gewarnt. Alle unsere Gespräche werden daher nur unter Beobachtung gewisser Vorsichtsmaßregeln geführt, besonders wenn sie politischen Charakters sind.

Im übrigen herrscht unter den Inhaftierten große Einmütigkeit, Gefälligkeit und gegenseitige Hilfsbereitschaft ohne Rücksicht auf Nationalität und soziale Stellung. Auch mit unserer Wache ist in der Mehrzahl der Fälle das Verhältnis ein durchaus leidliches. Sie besteht, wie wir bald erfahren, aus Ueberläufern der estnischen Armee, die offenbar zunächst, um ihre Gesinnungstüchtigkeit zu beweisen, nur zu diesem schweren Dienst verwandt werden. Die Wache wird nur alle 24 Stunden abgelöst. Von den die Kontrolle ausübenden Wachoffizieren und von den Herren Kommissaren wird sie sehr streng behandelt, und manches Privileg, das uns anfangs noch eingeräumt wurde, wird von diesen streng untersagt.

Ein besonders wunder Punkt ist das Fenster: nur am Tage ist es gestattet, einen kleinen Spalt zu öffnen, obgleich die Luft zum Ersticken ist. Alle unsere Vorstellungen — und zu ihrer Ehre sei es gesagt, auch unserer Wache — sind vergeblich: des Nachts bleiben Türen, Fenster, ja selbst die Läden geschlossen. Im hinteren Zimmer ist zudem noch ein Gasrohr beschädigt, die Luft ist unbeschreiblich, die einzige Ventilation im Raume eine offenstehende Ofentür. Des Fensters wegen führen kontrollierende Kommissare mehrfach gewaltige Szenen auf. So behauptet einer, wir hätten auf die Außenseite eines Fensterladens eine Aufschrift gemacht, und verlangt die Angabe des Uebeltäters. Da niemand etwas von dieser Aufschrift weiß, bedroht er uns sämtlich mit dem Tode durch Erschießen, falls nicht binnen 5 Minuten seine Forderung erfüllt wird. Die meisten von uns nehmen die Szene nicht tragisch; wir fassen es als eine Komödie auf, die uns vorgeführt wird, um uns einzuschüchtern, nur ein paar Schüler sind den Tränen nahe. Auch moralische Reden bekommen wir von den uns besuchenden Herren Kommissaren zu hören: „Genossen“, sagte einer, „ich weiß sehr wohl, daß unter Euch viele Unschuldige leiden; glaubt mir, wir arbeiten Tag und Nacht, um die Schuldigen festzustellen, damit Ihr anderen dann befreit werden könnt.“

In den ersten Nächten nach meiner Verhaftung werden tatsächlich eine größere Anzahl befreit, meist Schüler, von denen aber einige



aus unbekannten Gründen bis zuletzt zurückbleiben. Unser Gefängnis leert sich aber nicht durch diese Befreiungen, da viel zahlreicher der Strom der Neuhinzukommenden ist. Schon in der zweiten Nacht ist die Gesamtzahl bis auf 82 gestiegen, und es ist buchstäblich kein Platz mehr vorhanden. Der Zustand ist wahrhaft fürchterlich geworden. Als noch mehr Verhaftete eintreffen, werden uns zwei weitere Zimmer zugeteilt, wodurch zeitweilig eine gewisse Besserung eintritt. Mir gelingt es, einen relativ guten Platz mit einigen anderen Leidensgenossen zusammen in der früheren Wachtstube zu erobern. Aus einem umgestürzten Tischchen errichten wir uns mit Hilfe unserer Mäntel und Pelze einen verhältnismäßig bequemen Sitzplatz — „die Couchette“, wie wir das Möbel nennen, das krampfhaft bewacht wird. In der Nacht haben wir nun wenigstens Platz auf dem Fußboden, um uns auszustrecken. Das tat mir auch bitter not, denn in den ersten Nächten hatte ich kaum ein Auge schließen können. Später, wie die Gesamtzahl der Inhaftierten auf zirka 200 Personen gestiegen ist, und auch die Schallerräume des Kredithsystems am anderen Ende des Korridors für die Gefangenen eingerichtet werden, beginnen die äußeren Verhältnisse wiederum ganz unheimlich zu werden, besonders da die Toiletteinrichtungen für eine so große Anzahl nicht ausreichen. — Die Damen, d. h. wirklich und zweifelhafte in buntem Gemisch, sind in besonderen Zimmern untergebracht; man sieht sich aber zuweilen am einzigen Wassertrank, der sich in unserem neu hinzugegebenen Zimmer befindet.

Essen erhalten wir von unseren Angehörigen, vom dritten Tage meiner Haft an auch Kronskost. Diese ist gut und reichlich, nur sehr eintönig: zweimal Suppe, Sauerkohl und Graupen und Brot. In bezug auf die Ernährung können wir aber nicht klagen: wir erhalten von unseren Angehörigen wahre Genießermahlzeiten, so gut und reichlich, daß wir sie zum Teil noch an andere abgeben können, die weniger gut versorgt werden. In den ersten Tagen dürfen wir die Unsrigen einen Augenblick an der geöffneten Thür sehen, auch wohl zuweilen mit ihnen einige Worte wechseln. Später wird das untersagt. Statt dessen sehen wir sie nun durch das Fenster des neu hinzugekommenen Zimmers, wenn sie durch den Hof mit unseren Mahlzeiten kommen. Ein jeder kennt die Stunde, wann die Seinigen kommen und hat dann „Fensterdujour“. Durch das Fenster zu sprechen oder sonst irgendwelche Mitteilungen nach außen gelangen zu lassen, wird nicht nur von den Wachen nicht gestattet, sondern auch von uns selbst nicht geduldet, weil wir fürchten, daß uns im Falle einer Entdeckung

dieses Verkehrs die Läden geschlossen und den Unsrigen dadurch der Trost unseres Anblickes geraubt werden könnte. Ausnahmen von dieser Regel werden von uns nur in besonders wichtigen Fällen zugelassen. Betreffs unserer kleinen Bedürfnisse dürfen wir kurze Mitteilungen durch die Wachen den Unsrigen zukommen lassen, natürlich unterliegen diese Mitteilungen der Zensur. Bedarfsartikel, wie Wäsche, Tabak und so weiter, kamen meistens auch in unsere Hände; ich erinnere mich nur an einen Tag, an dem vieles abhanden kam, offenbar von der Wache „konfisziert“ wurde.

Im allgemeinen ist demnach unsere Behandlung recht menschlich, wenn man von den Unbilden absieht, die uns durch die viel zu eng bemessenen Räumlichkeiten auferlegt sind. Unsere Wachen warnen uns vor Uebergriffen über die uns zugebilligten Rechte hinaus, „denn sonst könnte es passieren, daß an ihrer Stelle Mannschaften vom Felleriner Regiment (aus Narva) mit unserer Bewachung betraut würden. Dann würden wir uns keinen Augenblick mehr unseres Lebens freuen können“.

Ganz anders als unsere Wachen sind die Gewalthaber des Tribunals, die wir zwar nur selten zu sehen bekommen, von deren Gefinnung wir aber bald erfahren. Meist mitten in der Nacht, zwischen 12 und 4 Uhr, kommen ihre Befehle geschrieben mit roter Tinte und mit rotem Stempel versehen. Baron X, Baron Y oder Pastor Z werden auf diese Weise zu schmutziger Arbeit befohlen. Die sozial höher Stehenden sollen erniedrigt und beschimpft werden; diese Absicht mißlingt aber, da wir fest beschlossen haben, jede Arbeit, sei es auch die niedrigste, gut und gewissenhaft auszuführen. Innerlich aber kocht wohl manchem das Herz dabei. Die Ältesten unter uns, alte Herren mit zitternden Händen, werden zu körperlicher Arbeit, zum Holzhacken und Holztragen bestellt. Die begleitenden Wachtoldaten nehmen ihnen aber meistens, wenn es ungesehen geschehen kann, diese Arbeit wieder ab. Voller Dankbarkeit gedenken wir dieser rein menschlichen Züge unserer Wächter. Sie sind offenbar nur unter dem Terror im Dienste der Roten, in ihrer Gefinnung aber von ihnen weit entfernt.

Etwa vom 8. Januar ab setzen nächtliche Verhöre ein, die viel Unruhe und Aufregung hervorrufen. Die Art, wie diese Verhöre stattfinden, ist untereinander ganz verschieden und scheint ausschließlich vom Naturell des Untersuchungsrichters abzuhängen. Ein Mitgefangener wird überhaupt nicht verhört, sondern aufgefordert, ein



bereits fertiges Protokoll zu unterzeichnen. Zum Lesen des Schriftstückes wird ihm keine Zeit gelassen und seine Unterschrift durch Bedrohung mit einem Revolver erzwungen. Manche Untersuchungsrichter machen einen intelligenten und durchaus nicht voreingenommenen Eindruck. Das sind natürlich die besten. Solche sind leider sehr selten. Andere dagegen verraten mit jedem Wort Niedrigkeit und Gemeinheit der Gesinnung: alles, was auch im Sinne der Notenzugunsten des Angeklagten spricht, wird geflissentlich ausgelassen, unbewiesene oder freierfundene „Verschuldungen“ werden protokolliert und durch Unterschriften falscher Zeugen bestätigt. Wieder andere machen einen vollkommen stupiden Eindruck, sie wissen überhaupt nicht, was sie fragen sollen, erheben überhaupt keine Beschuldigungen, und der Angeklagte erzählt aus seinem Leben das, was ihm gerade paßt. Die Protokolle dieser Verhöre sind ständig in Unordnung; manche werden infolgedessen 2 bis 3 mal verhört und viele andere — mir scheint sogar, daß es die Mehrzahl war — überhaupt nicht. Die Urteilsprüche scheinen von diesen Verhören ganz unabhängig zu sein: Verhörte warten vergeblich auf ein Urteil und solche, die überhaupt nicht verhört wurden, erhalten ein solches. Uebrigens erfahren wir die Urteilsprüche nur im Falle einer Befreiung oder einer Geld- resp. Gefängnisstrafe.

Einzelne werden fortgeführt und — kehren nicht wieder, ohne daß wir erfahren, was mit ihnen geschehen ist. Stutzig macht es uns dann, wenn am nächsten Tage ihre Angehörigen nach wie vor die Mahlzeiten bringen und von der Wache fortgeschickt werden.

Unter solchen Umständen wächst begreiflicherweise bald unsere Nervosität. Ihren Höhepunkt erreicht diese Stimmung am 11. Januar, als uns trotz aller Verhinderungsmaßregeln mit den häuslichen Mahlzeiten eine „Edasi“-Nummer ins Gefängnis eingeschmuggelt wird. Diese „Edasi“-Nummer enthält die Liste der am 9. Januar so elend Erschossenen. Drei von den in der Liste Angeführten hatten mit uns zusammen gegessen, und wie ich nachträglich feststellen konnte, als Vierter auch der einzige, dem es geglückt war, dem Blutbade noch im letzten Augenblick zu entinnen.

Jetzt ist die Stimmung vollständig umgeschlagen. Auch der „Berg“ hat sein Aussehen vollständig geändert: alle roten Schleifen sind verschwunden, und der ausgelassene, undisziplinierte Ton ist gänzlich verstummt. Der Führer dieser Gruppe, von uns in Anbetracht seines Körperbaus der „Athlet“ genannt, sonst der lauteste

Sprecher, ist schon seit einigen Tagen still und nachdenklich geworden, nachdem seine alten Eltern und seine halbwüchsige Schwester auch verhaftet wurden und im Hause eine siebenjährige Schwester allein zurückgelassen worden war. Ueberall sieht man jetzt Gruppen zusammenstehen, die halblaut und erregt das Ereignis des Tages besprechen. Sehr charakteristisch ist jetzt das Betragen der vermeintlichen Spione; ihr Benehmen schließt jetzt wohl jeden Zweifel an der Richtigkeit unserer Annahme aus.

Die erregte Stimmung, die uns ergriffen hat, legt sich allmählich nieder. Es ist geradezu wunderbar, wieviel Elastizität in der menschlichen Natur steckt. Wohl lastet noch die Schreckensnachricht wie ein Alp auf uns allen, aber in bezug auf die Konsequenzen, die sie für uns haben kann, gewinnt bald eine optimistischere Auffassung die Oberhand: die Lage der Roten in der Stadt, so kalkulierend wir, ist offenbar gefährdet; der Unwille und die Unzufriedenheit der Bevölkerung ist im Wachsen, und auch wohl im eigenen Lager erheben sich Stimmen des Protestes; das hat wohl die um ihre Macht besorgten Kommissare veranlaßt, ein blutiges Exempel zu statuieren, um den Massen zu beweisen, daß sie die Herrschaft noch fest in ihren Händen halten und daß ihre Dekrete und Befehle keine leere Drohungen sind; jetzt wird dadurch die gewünschte terrorisierende Wirkung erzielt sein, und deshalb sind weitere Blutthaten zunächst nicht zu erwarten.

Für diese Auffassung scheint uns auch das rapide Anwachsen der Zahl der Verhaftungen in den letzten Tagen zu sprechen. Auch dieser Umstand erscheint uns tröstlich: in der großen Masse der Leidensgefährten fühlt sich der einzelne mehr geborgen, und daß wir alle etwa hingeschlachtet werden sollten, erscheint uns ganz ausgeschlossen. Nur einige kränkliche Naturen unter uns mit an und für sich zerrüttetem Nervensystem sind solchen tröstlichen Erwägungen nicht zugänglich. Diese Unglücklichen gewähren einen trostlosen Anblick; bei manchem von ihnen machen sich schon die ersten Symptome von Verfolgungswahnsinn bemerkbar.

In den nun folgenden Nächten ist es auffallend, daß überhaupt keine Verhöre, Urteile noch Freilassungen mehr stattfinden. Während der Tage dringen von außen zu uns anfangs recht vage, später bestimmtere Gerüchte von Mißerfolgen der Roten in der Richtung von Väissholm. Diesen Gerüchten gegenüber verhält sich aber die Mehrzahl von uns recht skeptisch. In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar wollen einige naheß Artilleriefeuer gehört haben, eine Täu-



Auf dem Gefängnishof in Mitau.  
Ausgegrabene Leichen der von den abrückenden Bolschewisten Ermordeten.



satzung scheint jedoch nicht ausgeschlossen. Denn ein ruhiges Horchen ist bei uns nicht möglich: es stören die vielen Geräusche, laute Stimmen, Türeenschlagen usw., die bei uns auch des Nachts nie aufhören.

Der Morgen des 14. Januar bricht an. Der Tag beginnt ganz wie sonst, und nichts verrät noch eine baldige Aenderung unserer Lage. Unsere Angehörigen kommen wie immer durch den Hof mit den Morgenmahlzeiten.

Da plötzlich geht es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: eine Dame im Nebenzimmer hat durch das Fenster von außen die Nachricht erhalten, daß der Einzug der Weißgardisten in die Stadt unmittelbar bevorstehe und daß die Roten sich zum Ausrücken rüsten und zum Teil schon des Nachts abgezogen sind.

An dieser Nachricht muß etwas Wahres sein, denn bald darauf werden nicht nur die Fenster, sondern auch sämtliche Fensterläden von den Wachen geschlossen und das Hereintragen der Frühstückskörbe bricht plötzlich ganz ab.

Ich halte mich gerade im Korridor auf, wie die Außentür, an der die Wache steht, geöffnet wird. Ich sehe das Zimmer, wo sonst die Unsrigen die Mahlzeiten abliefern, angefüllt mit Bewaffneten — nur einen Augenblick — die Türe schlägt gleich wieder zu. Eine laute und herrische Stimme wird vernehmbar: „Alles hat draußen zu bleiben, herein darf nur der Konvoi!“

Darauf erhalten wir, die wir im Korridor stehen, den Befehl, uns in unsere Zimmer zurückzuziehen. Herein tritt nun ein Kommissar, eine untersepte Gestalt in Zivil mit schwarzer Pelzmütze. Sein Gesicht ist intelligent und energisch, verrät aber zugleich ungezügelte Leidenschaften und Roheit. Ihm folgen auf dem Fuß zwei Bewaffnete. Der Kommissar hält in seinen Händen eine Liste. Er ruft den Bischof Platon auf und befiehlt ihm, seine Ueberkleider anzulegen und ihm zu folgen.

... Eine oder zwei Minuten verstreichen. Da erdröhnt unter uns eine dumpfe Detonation, über deren Ursache wir noch nicht im Klaren sind. Bald darauf erscheint der Kommissar wieder mit demselben Gefolge und ruft in der gleichen Weise wie vorher einen zweiten griechisch-orthodoxen Geistlichen auf. Dieselbe Szene wiederholt sich noch einmal. In dem Augenblick, wie wieder die Detonation unter uns zu vernehmen ist, ist es, als ob uns eine Binde von den Augen genommen wird. „Im Keller unter uns . . .“ flüstert mir mein

nächster Nachbar zu. Mehr wird nicht gesprochen, wir sehen uns an und verstehen uns . . .

Das, was wir in der nun folgenden halben Stunde innerlich durchleben, läßt sich mit Worten nicht wiedergeben. Tausend verschiedene Gedanken jagen durchs Hirn: Augenblickserinnerungen aus dem früheren Leben, instinktive Selbsterhaltungsregungen, wirre und konfuse Pläne, die nach einem Ausweg aus der verzweifeltsten Lage suchen und ringen und vieles, vieles andere! . . .

Einer nach dem anderen von unserer Seite, viele unmittelbar aus unserem Zimmer, werden aufgerufen und verschwinden . . . und immer wieder folgen in regelmäßigen kurzen Intervallen die entsetzlichen Detonationen unter uns im Keller! . . .

Ich sehe den greisen Priester Veshanikfi, den wir den „Patriarchen“ nannten, in Ruhe und Fassung seinen letzten Weg antreten, sehe Professor Hahn sich von seinem Platz erheben, wie er seinen Mantel umwirft und ohne sich umzuschauen, langsam mit großen Schritten das Zimmer verläßt. . . Ich fühle noch den letzten warmen Händedruck des Herrn von Krause. . . Ein Opfer nach dem anderen! Die Minuten dehnen sich zu Ewigkeiten, die Reihe der Unglücklichen scheint nie abzubrechen. Jeder von uns erwartet, der nächste zu sein, und für viele von uns wird diese Erwartung zur Wahrheit.

Da wird der Name von Herrn v. Eidehöhl aufgerufen, der sich überhaupt nicht in unserer Mitte befindet, ebenso der von Pastor Hansen und von Herrn v. Moeller. Der Kommissar geht mit seiner Begleitung alle Zimmer durch und ruft wiederholt diese drei Namen aus. Ueberall wird ihm bedeutet, daß die Betreffenden nicht unter uns sind.

Eine Pause entsteht, die Liste scheint erschöpft zu sein. Wir Nachgebliebenen beginnen wieder zu leben. Vermutungen werden ausgesprochen, halblaut mit vor Erregung zitternden Stimmen. Da ertönt das Kommando: Alle in den großen Korridor zum namentlichen Aufruf. Aufstellung in 5 Mann tiefer Gliederung. Es geschieht.

Totenstille. Nur hin und wieder einige geflüsterte Worte. Der Raum scheint drückend heiß zu sein. Ein Fenster zur Embachseite hin wird geöffnet. Draußen ist kein Mensch zu sehen. In den von uns verlassenen Zimmern hören wir Schritte und lautes Sprechen. Darauf Aufreißen und Zuschlagen der Außentür. Und wieder Totenstille. Dann, nach einer längeren Pause, noch einmal die entsetzliche

Detonation im Keller, hier vom Korridor aus kaum vernehmbar, nur durch unsere schon geschärften Nerven noch zu erkennen\*).

Der Namensaufruf findet nicht statt. Wir erhalten den Befehl, uns zurück in unsere Zimmer zu begeben.

Dort wird gerade, ganz wie sonst um diese Zeit, die Mittagssuppe von Arrestanten hereingetragen. Viele von uns sind noch im Unklaren, was eigentlich vorgefallen; denn nicht in allen Räumen hat man die Schüsse im Keller hören können. Der alte General L. tritt auf mich zu und meint, dieses Mal wären ja recht viele zum Verhör aufgerufen worden. Wie ich ihn über die Wahrheit aufkläre, kann er sie noch gar nicht fassen und zweifelt, ob ich auch recht gehört hätte.

Jemand meint: Vielleicht handelt es sich gar nicht um einen Abzug der Roten, sondern es hat bloß eine Exekution einer Reihe von Verurteilten stattgefunden; morgen kann eine solche wieder folgen. Entsetzen packt uns bei diesen Worten . . .\*)

Da ruft jemand aus dem Nebenzimmer: Die Roten rücken ab! Ich stürze hin zum Fenster, an dem einer es gewagt hat, einen Ladenausschnitt zu öffnen: ein Zweifel ist ausgeschlossen, in größter Eile jagen mit 5 bis 6 Mann beladene Schlitten sowie einzelne Reiter in der Richtung zum Marktplatz vorüber!

Wir stürzen zur Außentür, die Wache ist verschwunden! Die Tür ist verschlossen. Draußen sind erregte Stimmen zu vernehmen. Von innen und außen wird nun mit aller Kraft an der Tür gearbeitet, flirrend gehen die Glasscheiben über derselben in Scherben, die Tür gibt mit einem Krach nach und springt auf.

Wir drängen hinaus, verwirrt, betäubt hinaus — aus einer Höhle — in die frische Winterluft, die Freiheit!

### **Tatum.**

Am 4. Januar 1919 wurde die rote Herrschaft proklamiert, und es wurden gleich 28 Herren verhaftet. Das Verhaften nahm seinen Fortgang, und nachdem am 9. Januar die sich aus Mitau zurückziehende weiße Garde die Verhafteten befreit und mit sich genommen hatte, blieb es später leider nicht beim Verhaften, sondern unschuldige Frauen und Männer wurden ohne jedes Verhör und Urteil, ohne

\*) Eine Schilderung der furchtbaren Mordtat in diesem Keller sowie photographische Aufnahmen enthält die Broschüre des Herausgebers: „Das wahre Gesicht des Bolschewismus“ (Herausgegeben unter Förderung von „Aufbau und Werden“, Gesellschaft für praktische Volksaufklärung).



Zeugenvernahme oder Verteidigung, aufs grausamste hingerichtet. Jetzt, nach der Ausgrabung der Opfer, ist es bewiesen, daß sie auf furchtbare Weise ihr Leben eingebüßt haben. Die meisten sind noch lebend verscharrt worden und haben viel Erde geschluckt. Arme und Beine sind ihnen gebrochen worden, die Leiber sind aufgeschlitzt und nur Bauchschüsse sind festgestellt worden. Zudem wurden die armen Menschen ihrer Kleider beraubt und so notdürftig eingescharrt, daß Hände und Füße, ja sogar die Köpfe zu sehen sind. Ihr Grab mußten sie sich selbst graben und das unter Schimpfen und Kolbenschlägen. Erschossen sind hier von den Bolschewisten ungefähr 50 Menschen. Und täglich wurden neue Verhaftungen vorgenommen, und das Gefängnis füllte sich unheimlich und leerte sich nur, wenn wieder mehrere erschossen wurden.

Wir lebten in ständiger Angst um unseren Vater und bei jedem Alopfen meinten wir, sie kämen, ihn zu holen. Alles mußte man abgeben: Kleider, Schuhwerk, Bettzeug, Wäsche, Lebensmittel, Gold und Schmuckachen, sogar Möbel. Jeder Mensch durfte 100 Rubel Kleingeld besitzen (25 Rubel galt schon als Kleingeld), das übrige wurde fortgenommen. Unsere Wohnung wurde eingeschrieben, desgleichen die Möbel, und wir sollten ausziehen, die Möbel durften nicht mitgenommen werden, nur soviel als man tragen kann. Immer fanden nächtliche Hausdurchsuchungen statt, wobei zehn und mehr schwerbewaffnete Männer jeden Winkel, jeden Kasten und jeden Behälter durchwühlten und immer mit dem Erschießen drohten. Briefe wurden gelesen, Photographien besehen, die Betten durchwühlt, jedes noch so kleine Kästchen geöffnet und der Inhalt ausgeschüttet. Solche Hausdurchsuchungen dauerten gewöhnlich von 11½ Uhr nachts bis 3 Uhr morgens, und was den Leuten paßte, nahmen sie mit, sie schimpften dabei und drohten aufs Furchtbarste. Bei uns nahmen sie sogar das Klavier auseinander und suchten darin nach Kostbarkeiten. Und das Tribunal arbeitete ununterbrochen. Brot bekamen wir weit weniger denn die andere Klasse, weil man uns so zwingen wollte, daß wir uns als Kommunisten einschreiben ließen.

Als über Lufum der Belagerungszustand verhängt wurde, frohlackten unsere gequälten und geknechteten Seelen, denn es war nun wohl die Hilfe nahe. Noch kam aber Schweres: die Bolschewisten nahmen am 13. März 108 Geiseln, Frauen und Männer und Kinder, und steckten sie ins Gefängnis; am Sonnabend sollten noch 50 Menschen verhaftet werden, darunter auch wir, aber da kam die Rettung. Die Geiseln, 108 an der Zahl, wurden am 15. März ganz früh zu





Die aufgedeckten Massengräber im Gefängnishof in Mitau.

Fuß nach Riga getrieben; gestoßen und geschlagen wurden sie, vom Schimpfen ganz zu schweigen. Als sie fort waren, war es in der Stadt unheimlich still. Ja sogar die Weiber, die noch eben die Geiseln verhöhnt und verspottet, hatten sich verzogen. Gar bald erblickten wir den ersten Feldgrauen in Mantel und Sturmhelm. Der Jubel ist nicht zu beschreiben! Wir stürzten hinaus, mein Vater meinte vor Freude, so ergriffen war er. Wir beschworen unsere Befreier, den Verschleppten nachzujagen, und am Nachmittage kamen alle jubelnd zurück. Nun war die Freude vollkommen, und der Jubel kannte keine Grenzen. Da kam wieder ein schwerer Tag: unsere Wehr ging nach Mitau, und die Bolschewisten wollten Tuckum zurückhaben. Die Kolonnen mußten sich zurückziehen, und die gesamte Bevölkerung, die nicht rot war, zog mit. Da es ganz plötzlich kam, konnten wir nichts mitnehmen, sondern ließen alles da und zogen weiter. Die Flucht war bitter. Zehn Tage waren wir in Frauenburg, lagen auf dem Fußboden ohne Decken und ohne Stroh. Unterdessen hatten die Bolschewisten und die Weiber die ganze Stadt geplündert. In unserer Wohnung war alles zerstört und geraubt, alles an Bettzeug, Kleidern, Wäsche, Geld, Lebensmitteln, was wir früher vor den Bolschewisten gerettet, hatten sie fortgenommen, und die Möbel, die wir fanden, waren zerbrochen und beschädigt. Das war ein Tag der Trauer, aber wir können jetzt wenigstens schlafen.

### Mitau.

Ich will versuchen, ein Bild von diesen Schreckenstagen zu geben; es ist nicht leicht, sie klar zu veranschaulichen, denn wie in einem Kaleidoskop blizartig schnell verdrängt ein Ereignis das andere, und einzelnes verschwindet gegenüber den tiefen, die Seele zerreißen den Eindrücken. Es war in den ersten Januartagen. Die letzten reichsdeutschen Truppen, die zu unserem Schutz die Stadt besetzt hielten, machten sich bereit, abzuziehen. Anlaß genug, daß unsere friedliche kleine Stadt ein merkwürdiges Aussehen anzunehmen begann. Reges Leben herrschte auf den Straßen, überall standen Gruppen von aufgeregten Menschen umher, fragwürdige unbekannte Gesichter tauchten auf, man hörte fast nur lettisch, und immer deutlicher und klarer zeigte sich die drohende Haltung des Volkes, und fürs erste ihr Unwillen, dem Militär, dann auch der deutschen Zivilbevölkerung gegenüber. Ein Bild haftet in der Erinnerung: auf beiden Seiten der großen Straße ein tolles Gedränge, ein Wogen, ein Murren — da hiegt um die Ecke unsere Landeswehr-Kavallerie, die Abteilung

Hahn — wie eine mittelalterliche kleine kühne Ordensritterschar drängt sie zwischen das Volk. — Lautlose Stille, keiner mehr wagt ein großtuerisches Wort — und doch fühlt man die Stille. Die Jungen spüren sie auch, die beängstigende Ahnung des Kommenden; und wie um ihrer Herr zu werden, stimmt einer ein frisches Reiterlied an. —

Am nächsten Tage mußte ich mit meiner Freundin nach Waldeck hinaus. Das kleine Schloßchen liegt  $1\frac{1}{2}$  Kilometer vor der Stadt, an der großen Fahrstraße nach Riga. Wir wollen unseren Augen nicht trauen: uns entgegen kommt Wagen auf Wagen, dann ein Reitertrupp, einige zu Fuß — es ist unsere baltische Landeswehr — wir sehen deutsche, russische Abteilungen, auch die baltischen Studenten. Alle totmüde, bestaubt — immer neue resignierte Jungengesichter. Schließlich hören wirs: „Die rigaische Landeswehr mußte Riga räumen“.

Noch glaubt und faßt mans nicht, und vor allem — jeder ist sich selbst der Nächste — noch hofft man für Mitau. Aber den Menschen wirds doch reichlich ungemütlich zu Mute — immer wieder die eine Frage: bleibt man, oder flieht man? Und es fliehen viele, denn die Lage wird immer kritischer, und es bleiben wenige — nur die, deren ganzes Kapital in ihrem unbeweglichen Besitze besteht, die sonst zu Bettlern werden, oder auch die, die es für ihre Pflicht halten, bis zuletzt auf ihrem verlorenen Posten auszuharren.

Und für die Bleibenden kommt der allerschwerste Augenblick. — Es ist der 8. Januar frühmorgens, wir haben unsere Schulkinder eben entlassen, denn allen fehlt die Ruhe zu ernster Arbeit. Da zieht eine Abteilung der Jäger, die eben als Verstärkung angelangt waren, wieder ab, die letzten reichsdeutschen Truppen. Sie winken zur Mädchenschule hinauf, aber ich schließe das Fenster — ich kann sie nicht mehr sehen, die feldgraue Uniform, so bitter wach wird mir zu Mute. An der Straßenecke halten die Wagen unserer Mitauschen Landeswehr — den Jungen winken wir zu. Manch einer hat Tränen in den Augen — und schmerzlich klingt der Refrain des alten Soldatenliedes zu uns hinüber: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts kein Wiedersehen“.

Und nun sind sie alle fort. Noch als letzten Gruß die Sprengung des Munitionslagers. Die Eiserne Division hatte es gar zu gut gemeint: zweimal erbebt Mitau in seinen Grundfesten, 70 kleine Häuser im Arbeiterviertel stürzten zusammen, und zitternd opferte es seine Fensterscheiben in jämmerlichem Geklirre. Die Erschütterung

reichte so weit, daß in Riga und Bauske Türen sich öffneten und Fenster sprangen — das war das Vorspiel der kommenden Tage.

Aus dem Boden hervor war die Miliz gewachsen: sie liefen durch die Straßen, geduckt, spähend, immer von Zeit zu Zeit einen Schuß abgebend. Und wir drinnen in den Häusern warteten, harrten unruhig der Dinge, die da kommen sollten.

Aber erst am 10. Januar, frühmorgens, als meine Fensterladen geöffnet wurden, da sah ich die ersten Bolschewiken vorbeijagen. Sie hingen auf ihren Pferden — immer Galopp, die Flinte im Anschlag, wild und unheimlich mit den großen, wuschligen Fellmützen auf dem Kopf, den funkelnden, tierischen Augen. Die ganze Zeit über habe ich von diesem Militär immer nur den Eindruck einer phantastisch aufgeputzten Bande empfangen. Aus allem wurde bedeutend mehr gemacht als dahinter steckte: Fuhren 3 Kanonen ein, so marschierte sicher die Musik mit einer roten Fahne voran; war einer der Ihren gestorben, so geleitete ein pompöses Trauergefolge unter den Klängen einer feierlich getragenen Weise den nicht ohne Geschmack dekorierten roten Sarg. Im allgemeinen muß ich sagen: das Militär benahm sich der Zivilbevölkerung der Stadt gegenüber durchaus anständig, und wir ahnten nicht, was uns die nächsten Wochen bringen sollten.

Die weit schlimmeren sind nämlich die Kommissare, und mit ihrer Ankunft begann das Chaos des Umsturzes. Es war das Gesetz herausgegeben worden, „ein jeder müsse seiner Arbeit weiter nachgehen;“ so konnten wir Lehrer, darauf fußend, vor allem die Schulen wieder in Gang bringen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Wohl wurde uns die deutsche Schule gestattet, denn dem Prinzip nach mußte jeder Nationalität Gerechtigkeit widerfahren, aber alle Privatschulen wurden verboten — es gab nur staatliche Schulen, getrennt nach Nationalitäten.

Wir hatten bisher in unserer Stadt 4 große deutsche Mädchen- und Knabenschulen, die wurden nun alle in einen Topf zusammen geworfen. Von den 90 bisher angestellten Lehrkräften ungefähr 20 neugewählt — die übrigen wurden brotlos. Die 6 unteren Klassen bildeten die sogenannte „Grundschule“, die 4 oberen die „Mittelschule“. Der Unterricht war kostenlos, selbst sämtliches Schulmaterial wurde den Kindern unentgeltlich geliefert; ob es den betreffenden Handlungen ohne viel Fragen geraubt war, darauf kam es ja weiter nicht an. Ein Programm gab es nicht: jeder lehrte, was er wollte,

und versuchte nach bestem Können wenigstens einigermaßen Einheitlichkeit in den Unterricht zu bringen. Nur eins war streng verboten: jegliches religiöses Moment — keine Religionsstunden mehr, kein Gebet, kein Choral. Als Hauptsache kam „das warme Frühstück“ dazu, von dem beileibe aber kein Lehrer etwas genießen durfte. Das Essen allein bewog viele Eltern dazu, die Kinder in die Schule zu geben, denn aufs Lernen konnte man ja nicht rechnen, höchstens darauf, daß die Kinder „sich fühlen“ lernten. Waren doch Lehrer und Lehrerinnen auch nur „Genossen“ und „Genossinnen“ für sie, über die man beliebig Klage führen durfte. Wöchentlich wurden Schülerversammlungen abgehalten, ja aus jeder Klasse sollte sogar immer ein Abgeordneter der Schüler bei den Schulkonferenzen zugegen sein.

Währenddessen wurde in der Stadt alles beschlagnahmt. Mit den Schreibmaterialien und größeren Vorräten fing es an, schließlich mußte man seine Klaviere und Schreibtische registrieren lassen. Und bei allem hieß es nur: Schreiben und Queue stehen und Geduld haben. —

Doch man wurde persönlicher. Der Bolschewismus in Kurland trägt einen anderen Charakter, als der in Rußland. Obgleich die Nationalitäten gleichberechtigt sein sollten, so wars doch im Grunde nichts anderes als ein Nachzug der sich geknechtet fühlenden unteren lettischen Volksschichten gegen die besitzenden und leider auch gegen die besitzlosen Deutschen im Lande. Die Revolution von 1905, die schon einmal den Haß dieses Volkes gezeigt hatte, flammte in den ersten Monaten des Jahres 1919 zu lodernder Glut empor, und die mangelnde Kultur der Letten zeigte sich klar im völligen Mißverstehen der eigentlichen bolschewistischen Ideen: denn die Devise war doch nur: „Was deutsch ist, muß gedrückt, gedemütigt, vernichtet werden“, mit bestialischer Freude am kleinlichen Reinigen und dem nicht Nichtzurückschrecken vor unmenschlicher Roheit. Die alten Stiftsdamen wurden aus ihrem Hause gewiesen und ruhelos bald hier, bald dort einquartiert, an ihrer Stelle zogen dann die Armenhüßlerinnen ein. Nachts wurden stundenlange Hausdurchsuchungen vorgenommen, was den Kerlen gefiel, wurde mitgeschleppt, mit den Einwohnern im frechsten Tone verkehrt. Kranke warf man kurzerhand auf die Straße, falls dem Herrn Kommissar die Wohnung gerade paßte. Die elegantesten Möbel, Sachen, Kleidungsstücke wurden beschlagnahmt und dann großmütig unter die Armen verteilt, — oder auch, man sammelte in seine eigene Tasche — so war man Räuber und doch fürs Volk Wohltäter zu gleicher Zeit.





In der Herzogsgruft im Schloß in Mitau.  
 Sie wurde von den Bolschewisten erbrochen, die Särge geöffnet, die Leichen  
 ausgekleidet, teilweise noch einmal „getötet“.



Nur wer arbeitete, der galt etwas— aber Arbeit bekam nicht ein jeder, vor allem nur der, der perfekt lettisch verstand. Hauptsache aber war, sich in der Arbeitsbörse anschreiben zu lassen. Das hieß: jeden Tag um 12 Uhr im Bureau erscheinen, eine Stunde eng gedrängt stehen und die Arbeit des Tages ausrufen hören, um dann mit dem Bewußtsein nach Hause zu gehen: „Hier wirst du nie etwas bekommen.“ Und doch war die Sache ernst für uns. Da mit Kerenski gelb, und zwar unglaublich hoch, gezahlt wurde, stiegen die Lebensmittel zu enormen Preisen, verschwanden schließlich vollkommen, eine Handlung schloß sich nach der anderen, und zuletzt war man wirklich nur auf die Suppentüchen angewiesen. Doch da hieß es täglich mindestens drei Stunden queuestehen, vor allem aber erhielt nur derjenige eine Suppenkarte, der den Ausweis bringen konnte, daß er irgendwo als Arbeiter tätig sei.

Und doch waren das alles Kleinigkeiten neben dem einen Furchtbaren, das die ganze Stadt beherrschte. Schon in der ersten Nacht nach dem Einzuge der Bolschewisten begannen die Verhaftungen; sie erschienen uns anfänglich so völlig grundlos, daß wir fest davon überzeugt waren, die Verhafteten würden nach dem ersten Verhör sofort freikommen. Der Optimismus sollte nicht lange standhalten. In der zweiten Woche wurde unser alter, lieber Schulinспекtor eines Nachts weggeschleppt, ein selten wahrheitsliebender und schlichter Mann, der nie politisch irgendwelche Rolle gespielt hatte, aber in der ganzen Stadt bei alt und jung beliebt war. Und damit war das Zeichen zu einem sinnlosen Vorgehen und zu verbrecherischen Denunziationen gegeben. Nacht für Nacht fanden neue Hausdurchsuchungen, neue Verhaftungen statt, immer leerer wurden die Häuser, immer kleiner der Kreis deutscher Männer. Gefragt wurde nicht, ein Grund überhaupt nicht mehr genannt; es hieß einfach: „Komm!“ Das Gefängnistor schloß sich hinter den Unglücklichen, und Sorgen und Tränen und Verzweiflung zogen in die Häuser.

Nun hieß es, es würde ein Tribunal nach Mitau kommen, die Anklagen untersuchen und über die Verbrecher Gericht halten. Und wir warteten und hofften sogar auf dieses Tribunal. Denn, während in den ersten Wochen das Leben im Gefängnis noch einigermaßen erträglich war, den Verwandten der Verhafteten gestattet wurde, Decken und Kissen und Bücher, ja sogar zweimal wöchentlich Essen zu bringen, rissen durch die Ueberfüllung der Räume geradezu entsetzliche Zustände ein. Jetzt wüteten die Kommissare nämlich nicht nur unter den Deutschen in Stadt und Land, sondern auch die so-



genannten „grauen Barone“, die besitzenden, ruhigen und gemäßigten Letten, wurden ihrer Habe beraubt und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Die Zellen reichten nicht mehr für die Unglücklichen, vor allem reichte das Essen nicht mehr. Die tägliche Wassersuppe wurde immer dünner und war so schmutzig und ekelerregend, daß keiner mehr essen mochte. Brot gab es eine Schnitte für zwei Tage, sonst morgens und abends einen Tee- oder Heuaufguß. An die Spitze des Gefängnisses kam ein Stelzfuß, ein erbarmungslos harter, roher Kerl. Bei der starken Kälte wurde manchmal, angeblich aus Holzmangel, eine Woche lang nicht geheizt; mit dem zunehmenden Schmutz mehrte sich das Ungeziefer, den Verwandten wurde das Essenbringen untersagt, oder man goß alles in einen Topf, rührte um und servierte den Schweinefraß. Es ist erklärlich, daß ein jeder nur einen Gedanken hatte: seine Lieben freizubekommen, und da mit Bestechung wenig zu erreichen war, sah man mit Herzklopfen und Spannung dem Tribunal entgegen, das diesem grauenvollen Treiben ein Ende machen sollte.

Es war am 4. Februar, als ich in einem durchaus proletarierhaften Kostüm, innerlich wohl sehr aufgeregt, zur ersten Tribunal-sitzung ging. Die Sache unseres alten Inspektors sollte vorkommen. Da die oberste Klasse unserer Schule sich auch der Landeswehr angeschlossen hatte, war er angeklagt, „Propaganda für die weiße Garde gemacht zu haben,“ zudem hatte er sich am „Selbstschutz“ beteiligt. Ich war fest entschlossen, bei der öffentlichen Gerichts-sitzung als Zeuge für meine Unschuld aufzustehen und den Herren Kommissaren in meinem allerdings sehr mangelhaften Lettisch klarzumachen, daß „Selbstschutz“ keine politische Partei, sondern einfach Polizei zum Schutze der Stadt bedeute. Die Sitzung war in unserem Friedensgericht. Langsam füllte sich der große Raum: einer nach dem anderen kamen die Zuhörer, viele bekannte Gesichter — aber man grüßte sich nicht und kannte sich nicht, denn es wäre unklug gewesen, ein deutsches Wort zu sprechen. Eine Stunde lang hieß es warten — lähmende Stimmung lag über der ganzen Versammlung, man konnte nicht atmen. — Ungewißheit und ein beängstigendes Vorgefühl quälte einen jeden. Da öffneten sich die Türen, und im Schutze der Miliz wurden die Gefangenen hereingeführt, schweigend nahmen sie auf der Anklagebank Platz. Ich blickte auf. War das unser alter, lieber, fröhlicher Inspektor, der immer ein warmes Wort für jeden bereit hatte? Ein tieferster, totelender, gequälter Mensch sah zu mir herüber. Aber da kamen auch schon durch die andere Tür die Richter:

drei wenig Vertrauen erweckende Subjekte, dazu eine fürchterliche weibliche Sekretärin, die erbarmungsloseste von allen. Der Vor-  
sitzende, ein ungefähr zwanzigjähriger Bengel, erhebt sich und ver-  
kündet mit maschinenartiger Schnelligkeit: der Fall sei politisch so  
wichtig, daß unmöglich anders als bei geschlossenen Türen verhandelt  
werden dürfe. Halb betäubt strömt alles hinaus — ein Blick, ein  
letzter Gruß noch — die Unglücklichen sind den Erbarmungslosen aus-  
geliefert. Und vor den verschlossenen Türen eine wilde Wut. Lehrer,  
Schüler und Eltern, wir alle sind doch als Zeugen hergekommen, wir  
wenigstens müssen doch vorgelassen werden. Wir rennen von einem  
Zimmer ins andere, aalglatz wird man überall abgefertigt, mit Ab-  
sicht hingehalten. Mit Bitten und Empörung erreiche ich es endlich,  
daß unsere Zeugenliste zu den Richtern hineingebracht wird. Dann  
stehen wir atemlos an der einen Tür und horchen, kaum ein Laut  
bringt zu uns. Sekunden waren es, aber lange — da öffnet sich die  
zweite Tür, und heraus wankt unser Inspektor, ein irrer Blick streift  
hilfesuchend die Menge — er sieht doch keinen — und schon hat die  
Miliz ihn hinweggeführt. — Aber ein unheimliches Gerücht ver-  
breitet sich unabänderlich und sicher: „Wegen des Selbstschutzes und als  
Organisator der weißen Garde zum Tode verurteilt.“

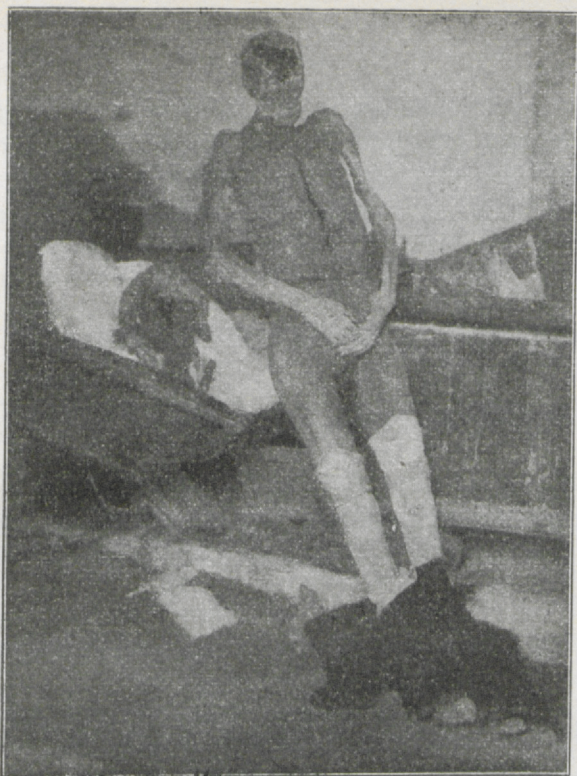
Durch die Stadt ging ein Schrei der Empörung, man wollte es  
nicht glauben, man glaubte es einfach nicht, man versuchte jedes  
Mittel, um das Schreckliche aufzuhalten. Ja, man hoffte selbst dann  
noch, als die Milizleute drei Tage nachher verkündeten, daß das Urteil  
vollstreckt wäre.

Und nun gab es fast jede Woche einmal Tribunal. Gegen das  
Urteil bei verschlossenen Türen empörte sich schließlich die Arbeiter-  
partei — besser wurde es aber durch die Deffentlichkeit auch nicht.  
Die ganze Stadt zitterte vor den unglücklichen Tribunaltagen, denn  
es gab wohl keinen einzigen mehr, der nicht einen nahen Angehörigen  
oder Freund im Gefängnis hatte. Fast der ganze „Selbstschutz“ war  
verhaftet, die meisten Aerzte der Stadt, ja es war so weit gekommen,  
daß die deutsche Gemeinde keinen Prediger mehr hatte. Selbst unsern  
Pastor prim., der zum Glück schwer krank im Diaconissenhaus lag,  
wollten sie fassen, — schließlich sahen sie die Unmöglichkeit dieses Vor-  
habens ein, nahmen aber an seiner Stelle seinen unmündigen Sohn.  
Auch Frauen wurden jetzt gegriffen: die Oberin unseres Diaconissen-  
hauses wurde des Giftmordes angeklagt, dann holten sie die Vor-  
steherin des blauen Kreuzes — eine nach der anderen kam an die  
Reihe. Im Gefängnis war währenddessen der Typhus ausgebrochen.

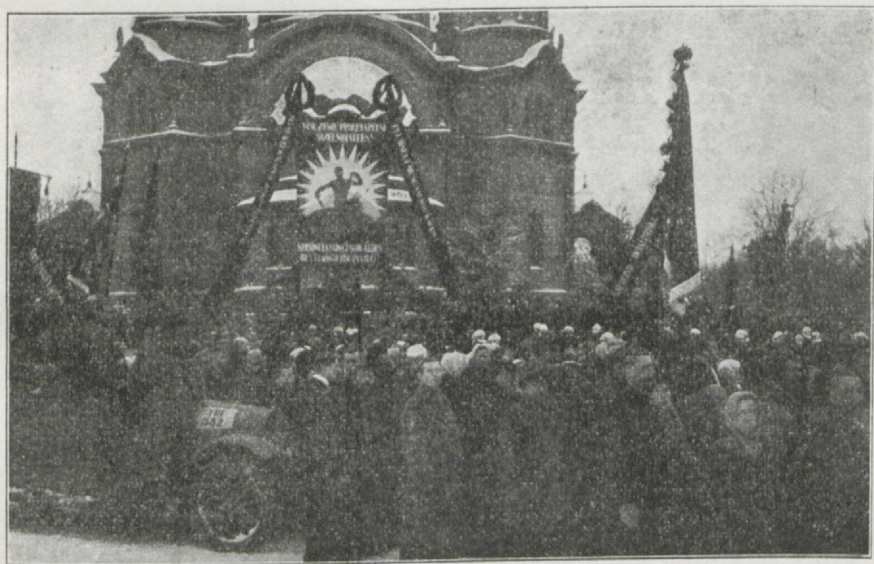
Hunger und Kälte hatten die Unglücklichen so entkräftet, daß kaum einer, den die Krankheit packte, mit dem Leben davon kam. Unser Religionslehrer, einer unserer beliebtesten Aerzte, sie beide waren wie durch ein Wunder, der eine durch Geld, der andere, da er in der Stadt unentbehrlich war, freigekommen. Die Freude war so groß und so allgemein — aber es war, als hätte die, welche die Schwelle des Gefängnisses überschritten hatten, das Siegel des Todes gezeichnet. Beide warf der Typhus danieder — und dann haben wir sie begraben müssen, einscharren ohne Gottes Wort, ohne Choral, ohne Glockenläuten — es war alles verboten.

Und die Tribunale arbeiteten weiter, sie arbeiteten tagelang. In einer Sitzung kamen 35 Menschen vor, alle waren des Selbstschutzes wegen angeklagt — sechs wurden zum Tode verurteilt. Und die Gefangenen in den Zellen hörten die Salben krachen und mußten die Gräber ausgraben, und sie warteten — ein jeder, bis seine Reihe kam.

Diese letzten Tage sind nicht mehr zu beschreiben. Man wußte nicht mehr, was man sagte, was man tat, man wußte nur, daß man gefoltert wurde. Und man lag die Nächte lang und horchte — horchte hinaus in die dunkle Finsternis, ob denn nicht irgendwoher Hilfe käme. Wo blieben unsere Jungs, unsere Landeswehr? Immer wieder tauchten Gerüchte auf: „Sie kommen, sie sind nah!“ Und immer wieder war es nichts — Enttäuschung, hoffnungslose Verzweiflung packte einen. Da, am Freitag, den 14. März, begann eine merkwürdige Unruhe unter den Bolschewisten — es wurde gepack mit wunderbarer Geschwindigkeit, die Autoräder ratterten durch die Stadt, die Melbereiter jagten durch die Straßen — alles in fieberhafter Hast — sie glaubten selbst nicht mehr an sich. Wir aber hielten uns in den Häusern, denn die Kommissare tobten ihre letzte Wut aus, wahllos wurde gegriffen, wer in den Weg kam, alle Angestellten der Banken verhaftet, Frauen von der Straße weg ins Gefängnis gerissen. Aber wir wußten, jetzt mußten die Unseren kommen — „Sonntag,“ sagte der eine, „nein, schon früher sind die Deutschen da,“ der andere, unser einziger Gedanke war die Rettung. Doch ein trüber Sonnabendmorgen graute, und wieder herrschte völlige Ruhe unter den Bestien. Zu früh hatten sie die Flinte ins Korn geworfen, noch konnte man quälen und peinigen. Am Montag erschien im fürchterlichen „Kommunisten“, dem lettischen Geh- und Verordnungsblatt, ein neuer Erlass, „sämtliche Angehörige der Intelligenz, einerlei welchen Alters, hätten sich am Mittwoch zu öffentlichen



In der Herzogsgruft in Mitau. Etwa 200 Jahre alte Leiche, die durch Kolbenhieb eines Bolschewisten noch einmal „getötet“ wurde.



Im bolschewistischen Riga.  
Straßenaus schmückung bei der Beerdigung gefallener Bolschewisten.

Zwangsarbeiten an der Arbeitsbörse zu melden". Aber man war direkt stumpf geworden, die dumpfe Verzweiflung war in Gleichgültigkeit umgeschlagen — man las und begriff eigentlich nichts mehr.

Und dann saß ich Dienstag nachmittag am Fenster, und mit einem Male begannen alle Leute auf der Straße zu laufen. Es war wie ein Ameisenhaufen, in den man gestochen hatte. Die Türen öffneten sich, heraus strömten die Menschen, alle mit Paketen, alle mit Koffern. Mit einem Male trug alles Zivil: Bolschewikenmützen und -mäntel waren verschwunden — an eine tolle Maskerade erinnerten die merkwürdigen Kostüme. Und nun kamen Kanonen hereingefahren, dann ein Reitertrupp, hier ein hinkender Soldat, dort eine Feldküche. Ich sah hinaus in das wilde Getriebe, und immer klarer und deutlicher begriff ich es: das war Flucht, sinnlose Flucht.

Da wurde an unserer Glocke gerissen: zwei in Tücher verummte Gestalten standen vor mir — dann erkannte ich sie, liebe Freunde; sie waren zu uns gekommen, um die nächsten schweren Stunden nicht allein zu verbringen. „Aber weißt du es schon, sie haben unsere Gefangenen weggeführt um ½6 über die Drixebrücke, auf den Weg nach Riga, es waren so viele, wohl an die 500, wir haben sie selbst gesehen.“ Das war das erste, was sie erzählten, und es traf uns der letzte schwere Schlag, den die Teufel als Schlimmstes aufbewahrt hatten. Und nun kamen noch kurze Stunden des Wartens und der Aufregung — wir lagen nicht auf den Knien, aber wir beteten alle „Gott hilf uns“. Merkwürdig still war es draußen, und dann mit einem Male ein dumpfes Dröhnen. Da waren sie ja, die Kanonen, die so lang ersehnten — mochten sie schießen, auch die Stadt beschießen — es war doch wenigstens eine Entscheidung, ein Ende. Und wieder wurde es still, lange und beängstigend, und wir horchten und warteten. Endlich hielt ich's nicht mehr aus. Meine Freundin und ich kletterten auf den finsternen Boden. Am ausgeschlagenen Fenster standen wir spähend, zitternd vor Erregung: „Wer war denn in der Stadt, die Unseren oder die Bolschewiken?“ Da — schallen da Tritte auf dem Pflaster? Wir hielten den Atem an. Unter der Laterne standen zwei, deutlich sah man die Pickelhauben, und hell und klar tönte es durch die Nacht: „Also denn um ½10, Ecke der Großen und Peterstraße — Auf Wiedersehen!“ Da fielen wir uns um den Hals, und dann ging's die Treppe hinunter, und ein Jubel war im Hause, und wir waren wie die Träumenden.

Nun sind schon einige Tage vergangen. Die reine Freude über unsere tapferen Jungs, die uns errettet, sie trägt uns noch, aber

sie kann nicht mehr Jubel und Worte finden — sie ist gedämpft durch Entsetzliches. Den ersten Einziehenden riefen wir es gleich zu: „Die Gefangenen sind verschleppt, jagt nach, durchsucht die Gefängnisse!“ Sie haben ihr Leben nicht geschont, unsere braven Jungs, wir brauchten nicht lange zu bitten, bangte doch ein jeder von ihnen um die eigenen Lieben — aber es war doch zu spät. Die Gefangenen waren schon zu weit, und mehr zu versuchen, wäre Tollkühnheit gewesen. Immer wieder in den nächsten Tagen, unter dem Hagel der Geschosse, fuhren die Autos hinaus — die Mitauer standen an der Brücke und warteten: „Bringen sie einen, oder ist es wieder vergebens?“ Sie brachten mehrere, aber sie brachten die Leichen. Gehegte, geschlagene Menschen, die unter der Aufregung zusammengebrochen waren, — sie hatten sie einfach niedergeschossen wie die Hunde. Und hinter dem Zuge her waren die Hyänen geschlichen: Weiber, die sich auf die Toten stürzten, sie beraubten, verstümmelten, um Ringe, Gold und Kleider zu erlangen. Da lagen sie nun, die Leichen, eine neben der anderen, stumm drängten sich die Menschen um sie und suchten — ein jeder die Seinen. Die wenigen Lebenden, die sich durchgeschlagen, mußten uns erzählen von dem langen Zuge der Männer und Frauen, die, so nah der Erlösung, doch noch im letzten Augenblick hätten weggehen müssen, von den Erbarmungslosigkeiten der treibenden Miliz, von langen, hängen Stunden, die sie durchgemacht zwischen Tod und Leben.

Und während man hier noch das Rettungswerk versuchte, wurden auf dem Gefängnishof die Gräber der Erschossenen geöffnet. Man hatte ja bis zuletzt nicht an die Wahrheit dieser Tatsache geglaubt. Unter der Hand, durch Zwischenpersonen, hatten die Kommissare sich Geld geben lassen, es hieß, die Urteile werden nur nominell vollzogen, alle Verurteilten nach Riga gebracht und dort in sicherem Schutze gehalten. Und ein jeder hoffte noch. Ist es doch menschlich zu glauben, was man zu glauben wünscht! Die geöffneten Gräber aber redeten eine furchtbare Sprache: nicht nur durch's Tribunal zum Tode Verurteilte fand man, sondern unzählige andere auch, die in der entsetzlichen Nacht von Freitag auf Sonnabend, als die Bolschewiken sich verloren glaubten, ahnungslos aus den Zellen gerissen und zum Tode geführt worden waren. In der klaren Frühlingssonne breitete sich ein Leichenfeld vor meinen Blicken aus. Ein junger Landeswehrmann, dessen Eltern sich unter den Gemordeten befanden, hielt die Totenwacht. Männer und Frauen, kaum noch menschenähnlich, in den verzweifeltsten Stellungen lagen sie, wohl



an die 40 nebeneinander, auf dem Hof des Gefängnisses. Man sah es vielen an: halb lebend waren sie einer nach dem andern in die Gruft geworfen worden, die Hände noch abwehrend gegen die auf sie fallende Erde ausgestreckt. Man konnte die entsetzliche Wahrheit nicht begreifen, in dumpfer Betäubung blickte ein jeder auf die Opfer und suchte mit Tränen nach seinen Liebsten.

Und nun begannen, während die Kanonen donnerten und die Geschosse in die Stadt schlugen, die Tage, da die Mitauer unter dem Klange der Totenglocke ihre Kinder zur letzten Ruhe geleiteten. Noch nicht alle Gräber hatte man geöffnet, nicht alle Leichen waren erkannt worden — so vereinigte ein Massengrab diejenigen, die nicht einzeln von ihren Angehörigen bestattet werden konnten.

Und immer wieder flogen unsere Gedanken zu den Verschleppten, die Riga erreicht hatten. Was erwartete sie dort, war es nicht auch der sichere Tod? Welch namenloses Elend hauste jetzt hinter den Mauern unserer Schwesterstadt? So können wir uns unserer Erlösung nicht freuen, wissen wir doch, daß unermessliche Greuel hinter der Front weiterwüthen, und unsere einzige Hoffnung sind unsere braven Truppen. Die brennen darauf, weiterzugehen, zu rächen, was geschehen, die Erlösung zu bringen den Unglücklichen, und uns Ueberlebenden die Möglichkeit zurückzugeben, trotz all des Entsetzlichen doch weiterzuleben in der alten geliebten Heimat.

### Arbeitererlebnisse in Mitau.

Der Schlosser Karl Traumann, 41 Jahre alt, in Mitau, Schreiberstraße 42 wohnhaft, erscheint im Kommissariat Mitau, Geheime Feldpolizei, und gibt folgendes zu Protokoll:

Am 26. Januar 1919 begab ich mich zur Baronesse Frank in Mitau, Poststraße 30, um ein Schloß zu reparieren. Während der Ausführung der Arbeit wurde das Haus der Baronesse von den Bolschewisten umstellt und die im Hause anwesenden Personen, unter denen ich mich auch befand, verhaftet. Von dort wurden wir unter Mitnahme von Silberfachen zur politischen Abteilung, Palaisstraße 30, gebracht, nachdem vorher im Hause sämtliche Möbel usw. und Gerät zertrümmert worden waren. Nach kurzem Aufenthalt in der Palaisstraße führte man uns in das Gefängnis Reiterstraße. Hier wurden wir zu acht Personen in eine kleine Zelle eingesperrt, in der wir 51 Tage verblieben. Die Verpflegung bestand täglich aus einem halben russischen Pfund schlechten Brotes und dreimal täglich

warmen Wassers, welchem mittags ein wenig Hülsenfrüchte beige-mischt waren. Gewaschen haben wir uns notdürftig mit dem uns als Essen zugeteilten Wasser. Die Notdurft mußte in der Zelle verrichtet werden.

Am 21. Februar wurde ich endlich der politischen Abteilung zum Verhör zugeführt. Nach belanglosem Hin- und Herfragen wurde ich wiederum, ohne daß man mir mitteilte, warum ich verhaftet sei, in die Arrestzelle zurückgebracht. Beim Fortgehen sagte man mir nur, daß die Angelegenheit in drei Tagen erledigt sein werde. Statt dessen ließ man mich bis zu dem Tage, an dem die deutschen Truppen in Mitau einrückten, im Gefängnis sitzen, ohne sich weiter um mich zu kümmern. An diesem Tage wurden wir plötzlich alle aus dem Gefängnis auf die Straße getrieben, auf der sich zu beiden Seiten die bolschewistische Miliz befand. Von hier ging es durch die Palaisstraße in der Richtung auf Riga. Nach Zurücklegung einiger Werst wurden wir wie eine Viehherde laufend gejagt, daß manche vor Erschöpfung zusammenbrachen. Wer hinfiel, wurde erschossen. Ich selbst kam auch zu Fall, taumelte aber in einen tiefen Graben, so daß der auf mich gerichtete Schuß an mir vorbeiging. In diesem Graben blieb ich bewußtlos liegen. Als ich erwachte, war ich derartig entkräftet, daß ich mich im Gelände nicht zurechtfinden konnte. Nach vielem Hin- und Herirren in Feld und Wald gelangte ich endlich am 21. März, 1 Uhr nachts, in Mitau an.

Ich bin heute derartig geistes schwach und körperlich heruntergekommen, daß ich zurzeit gänzlich arbeitsunfähig bin. Ständig stehen mir die Bilder von den Erschießungen im Gefängnishof vor den Augen. Aufgetürmt lagen hier die Leichen, ohne daß man sich um diese weiter kümmerte. An einem Tage wurden hier allein 42 Personen getötet. Gehört wurde zuletzt niemand mehr.

### Riga im März.

Bald nachdem die Bolschewiki in Riga eingezogen waren, sagte ihr Kommissar Stutschka, in einer seiner Reden, Riga sei in seiner „Entwicklung“ künstlich aufgehalten worden und müsse schnellstens auf das soziale Niveau Großrußlands gebracht werden.

Dieses Ziel haben die Bolschewiki auch erreicht, ja sogar überholt; sie haben Riga nicht nur auf das soziale, sondern auch auf das wirtschaftliche Niveau Rußlands gebracht, zu ihrer Zerstörungsarbeit in Rußland haben sie anderthalb Jahre gebraucht, in Riga haben sie dasselbe in 2½ Monaten erreicht.



Im bolschewistischen Riga. Die Beerdigung gefallener Bolschewisten.  
Oben: Fahnen im Zuge, darunter die „Deutsche Sektion der Lettl. Kom. Partei“.  
Unten: Am Massengrab an der Esplanade in Riga.



Wer Niga vor 2½ Monaten und in der Mitte dieses Monats gesehen hat, wird mir beistimmen, daß Niga eine t o t e S t a d t geworden ist: von den Läden sind kaum ein Zwanzigstel geöffnet und die meisten kleine Lebensmittelhandlungen, in denen unter der Tonbank einige Pfund Brot oder ein Zehntel Pappros gehandelt werden; auf den Straßen von grauenhaftem Elend abgehärmte, vor Hunger und Sorge abgezehnte Gestalten, dazwischen schmutzige Vagabunden, Halbwüchslinge und Weiber mit dem Gewehr über der Schulter — die Hüter der Ordnung; hin und wieder ein Fuhrmann, der seinen mageren Gaul antreibt, um seinen Fahrgast — irgendeinen Rotarmisten oder Kommissar in refelnder Pose von der Stelle zu bringen.

Das ist das Straßenbild Nigas nach einer 2½ monatigen Herrschaft der Bolschewiki.

Vor ihrem Einzuge und bei ihrem Einzuge haben sie der Bevölkerung versprochen, „ein Paradies“ auf Erden zu errichten. Elend und Jammer ist die Frucht gewesen.

Der Bevölkerung wurde eine Aufbesserung der Verpflegung in Aussicht gestellt — statt dessen herrscht in allen Schichten der Bevölkerung die bitterste Hungersnot. Brot auf Karten ist in einigen Stadtteilen seit vier Wochen, in den ärmeren seit drei Wochen nicht verteilt worden. Auf die Lebensmittelkarten sind bisher nur zwei Pfund Salz zur Ausgabe gelangt. In den Suppentüchen wird ein halb Stof Suppe, soweit dies Kraftwasser diesen Namen verdient, pro Person verabfolgt — das ist die einzige Nahrung, die Bürger und Arbeiter täglich erhalten. Davon kann ein Mensch natürlich nicht existieren, die Preise auf Lebensmittel sind aber für die meisten unerschwinglich, denn diese sind dem Freihandel ganz entzogen und nur im Schleichhandel erhältlich. Wenn der einfache Arbeiter auch 300 bis 400 Rubel, der Beamte der Bolschewiken mehr als 800 Rubel in Kerenskischeinen — dieses ist der höchste Satz, der festgelegt ist — monatlich erhält, so langt dieses nicht einmal für Brot für eine Person. Denn für Kerenskigeld gibt es überhaupt keinerlei Lebensmittel, und der Händler gibt für einen Rubel Kerenski kaum 45 Kopfen „gutes“ Geld. Die Lebensmittelpreise sind aber horrend: für 1 Pfund Brot werden 8 bis 10 Rubel, Roggenmehl 9, Weizenmehl 15, Fleisch 17, Butter 32 bis 35, Kartoffeln 4 bis 5, Runkelrüben 2 bis 3, Zucker 25 bis 30, für 1 Ei 1½ bis 2 Rubel verlangt und bezahlt.

Die Verpflegungskalamitäten stellten sich bereits einige Tage nach der „Befreiung“ Nigas ein, denn die bescheidenen Vorräte in

der Stadt waren bald aufgebraucht, wozu nicht zum mindesten die Rotarmisten beitrugen, die die Preise unerhört billig fanden und die Läden mit den Kerenskischen überfluteten, und die Preise gingen trotz aller rigorosen Drohungen sprunghaft in die Höhe. Schon am 9. Januar erschien die Verfügung, daß pro Person nicht mehr als 20 Pfund Mehl, 10 Pfund Fleisch, 3 Pfund Butter, 5 Pfund Zucker behalten werden durften. Alle anderen Bestände mußten angemeldet und abgeliefert werden. Und als diese Maßnahme die allerflüglichsten Ergebnisse hatte — wurde in der Presse und auf Meetings gegen die „Burschuis“ gewettert, die alle Lebensmittelvorräte versteckt hätten. A tempo setzten die Hausdurchsuchungen ein, deren Resultat für die Allgemeinheit ein gleich klägliches war — Nutzen davon zogen höchstens die Milizleute, die bei diesen Hausdurchsuchungen mal etwas Mehl, Butter oder Kartoffeln auf eigene Faust „requirierten“.

Die Einfuhr von Lebensmitteln vom Lande wurde aber gleich dem Freihandel verboten und systematisch unterbunden: auf allen zur Stadt führenden Wegen sind Milizionäre postiert, die den Bauern die eingeführten Produkte zwangsweise abnehmen. Im besten Falle erhält der Bauer dann vom Verpflegungsamte eine Bezahlung laut Tare, und zwar für ein Pud Mehl 10 Rubel. Die Zahlung erfolgt natürlich in Kerenski. Daher hat die Einfuhr vom Lande ganz aufgehört, es sei denn, daß ein Frauchen etwas Mehl, Gemüse oder Fleisch hereinschmuggelt. Der größte Teil der Bauern zieht es aber vor, lieber seine Produkte verfaulen zu lassen, als sie dem Bolschewiki, den der landbesitzende Bauer als seinen Feind betrachtet, herzugeben. Ich habe mit Bauern aus der unmittelbaren Umgebung der Stadt, aus der Mitaischen und Segewolbschen Gegend gesprochen, aber auch nicht einer hatte ein gutes Wort für die Bolschewiki übrig — nur geklucht haben sie und die Faust geballt.

Somit blieben die Versprechungen der Bolschewiki in bezug auf die Verpflegung unerfüllt. Es waren daher schon früher andere Köder ausgeworfen, die den Arbeitern große Vorteile versprochen: die Nationalisierung der Handels- und Industrieunternehmungen, der Banken, Häuser, Rohmaterialien und die Enteignung bis zu einer gewissen Norm des in privaten Händen befindlichen Geldes, der Möbel, Wäsche, Wohnungen, kurz jeglicher persönlichen Gebrauchsgegenstände.

Durch Erlasse wurde eine Fabrik nach der anderen „nationalisiert“, eins der ersten Unternehmen, welches dieses Schicksal traf,

war die Straßenbahn, nachdem der Fahrpreis auf 30 Kopeken heraufgesetzt war. Die „Nationalisierung“ bestand darin, daß die Arbeiter aus ihrer Mitte ein Vollzugskomitee wählten, das die Stelle des Direktors vertrat. Eine Verbesserung in der Lage der Arbeiter trat aber hierdurch keinesfalls ein, denn sie erhielten nach wie vor ihre 300 bis 400 Rubel in Kerenski, für die sie nichts kaufen konnten. Obgleich Versammlungen und Komitees der Arbeiter früherer, jetzt stillstehender Fabriken einberufen worden sind, sind ernste Schritte zur Inbetriebsetzung derselben nicht unternommen worden und keinerlei Aussichten auf Verminderung der Arbeitslosen vorhanden.

Sämtliche Operationen der Banken sind vom 4. Januar eingestellt worden und ihre Bestände der Volksbank zugeführt. Somit hat sich die Volksbank die Aktiva angeeignet, erkennt aber die Passiva nur zum Teil an, denn die Guthaben der früheren Klienten der Privatbanken verfallen der Volksbank in der Höhe über 10 000 Rubel. Außerdem bestand die Kassenaktiva der Privatbanken in russischem und Ostgeld, während die Volksbank nur in Kerenskischeinen zahlt. Auch aus den Kommunalkassen wird das „gute“ Geld absorbiert und durch Kerenski- und Dumascheine ersetzt. Dieses letztere Geld hat aber eine ganz unbedeutende Kaufkraft und verliert täglich an Wert. Zwar wurde Ende Januar mit großem Pomp angekündigt, daß diese Scheine von der Volksbank gewechselt werden, und eine endlose Polonäse hatte sich an der einzigen (!) Wechselstelle angesammelt. Stundenlang standen die Menschen in der Kälte, um 40 Rubel Kerenski einzutauschen, denn mehr bekam eine Person nicht. Schon nach zwei Tagen wurde diese Einwechslung eingestellt und wieder einmal mit der Begründung, die „Burschuis“ seien an allem schuld und hätten das Barengeld versteckt.

Nach und nach wurde ein Zweig der Handelsunternehmungen nach dem anderen dem Verkehr entzogen, die betreffenden Läden geschlossen, die Waren fortgeführt, um angeblich von einer Zentralverkaufsstelle verabsolgt zu werden, in Wirklichkeit sind sie aber spurlos verschwunden. Zuerst wurden die Läden der Geflüchteten nationalisiert: das Juweliergeschäft von Berg, die Buchhandlung von Rymmel, Ihra, Scheuber u. a. Dann wurden die Läden sämtlicher Buchhandlungen, Schreibwaren, Manufaktur-, Eisen-, Schuhwarengeschäfte als Nationaleigentum erklärt und die Warenbestände eingezogen. Sämtliche Rohmaterialien ohne Ausnahme mußten angemeldet werden und wurden abgeliefert, dennoch ist mir keine einzige



Fabrik bekannt, auf der dieselben zur Verarbeitung gelangt sind. Die Häuser und Grundbesitze der Geflüchteten in Stadt und Land, alle Großgrundbesitze und viele der größten Häuser in Riga sind nationalisiert, d. h. von den Bolschewiken belegt worden. Die Einwohner mußten hinaus aus den Wohnungen, und ihnen wurden andere an der Peripherie der Stadt angewiesen. Unter anderen sind evakuiert die Häuser Alexanderboulevard Nr. 1, 3, 6, Nikolaistraße, Ecke der Elisabethstraße, Alexanderstraße 2 bis 4, 55 bis 57, Ecke der Säulenstraße, Elisabethstraße 13 bis 17, 57 (Ecke der Dorpater Straße). Außerdem sind aus einer Unmasse von Wohnungen in den besseren Stadtteilen die Bewohner ausgewiesen worden, größtenteils unter Zurücklassung ihrer Möbel, die massenweise in die Ukraine transportiert worden sind. Auch sonst gibt es kaum eine Wohnung, wo keine Möbel requiriert worden sind, oder zum mindesten aufgeschrieben.

Der Uberschuß an Kleidern und Wäsche muß abgeliefert werden, jeder darf nur zwei Anzüge, zwei Garnituren Wäsche, zwei Mäntel, zwei Satz Bettzeug, zwei Handtücher, jede Familie nur drei Tischtücher behalten.

Die Bankkonti wurden vom ersten Tage der Bolschewikenherrschaft an gesperrt und nachher nur denjenigen gestattet, bis zu 500 Rubel monatlich abzuheben, die nicht mehr als 10 000 Rubel in der Bank besaßen. Zwar konnte denjenigen, die eine größere Summe besitzen, dasselbe Recht eingeräumt werden, jedoch nur mit einer jedesmaligen besonderen Erlaubnis des Finanzkommissars. Zu Hause darf niemand mehr als 1000 Rubel in Bargeld aufbewahren und nicht mehr als 100 Rubel in kleinen Scheinen. Die Safes in den Banken wurden im Beisein der Besitzer, wozu diese in den Zeitungen aufgefordert wurden, oder, falls sie nicht erschienen, ohne dieselben geöffnet und der Inhalt, soweit er in Wertgegenständen bestand, beschlagnahmt; selbst kleine silberne Gegenstände wurden nicht herausgegeben. Gold- und Silbergeld mußte abgeliefert werden. Gold- und Silbersachen werden bei den Hausdurchsuchungen beschlagnahmt. Selbst aus dem Lombard werden Wertgegenstände, Kleider und Wäsche nur nach einer besonderen Genehmigung seitens des Finanzkommissariats herausgegeben.

Bis aufs Letzte wird Riga ausgeplündert. Alles, was nur einigen Wert hat und nicht niel- und nagelfest ist, wird unter den höflichsten Phrasen der Bevölkerung entzogen. Der Arbeiter bekommt sie nicht. Wo aber bleiben die Sachen? Gehen Sie nach Ruß-



### Im Zentralgefängnis in Riga.

Als die innere Stadt schon besetzt war, töteten die abziehenden Bolschewisten in dem entfernt gelegenen Gefängnis noch 33 Menschen, darunter 10 Frauen und 8 Pastore.



land? In die Ukraine? Gegen Munition oder Brot? Kaum. In ersterer mangelt es aber, davon weiß ein jeder Rotarmist etwas zu erzählen, und von Lebensmittellieferungen, die aus der Ukraine zu erwarten sind, ist nichts zu hören, selbst die rote Presse, die doch so großtätig in der Erweckung trügerischer Hoffnungen ist, schweigt darüber.

„Arbeit und Brot“, „Aufbesserung der Lage der Arbeiter“ — das waren die Losungen, mit denen die Bolschewiki in Riga einzogen. Statt Brot aber gibt es Hunger, statt Arbeit — Arbeitslosigkeit. Zwar sind professionelle Verbände ins Leben gerufen worden, in denen sich sämtliche Arbeiter nach Gruppen zu registrieren haben, denn sonst erhält er keine Brotkarte. Auch eine Arbeitsbörse existiert, sie registriert zwar die Arbeitslosen, hat aber keine Arbeit für sie. Um aber wenigstens einen Teil der Bevölkerung von sich abhängig zu machen, werden neue Verbände und Organisationen geschaffen, die zwar die Stadt um kein Pfund Brot bereichern, keinerlei produktive Arbeit leisten, die aber in die Parteipläne hineingehören und so und so vielen Personen einen Posten geben. Zu demselben Zweck werden alte bewährte Beamte aus den bestehenden Behörden entlassen und an ihre Stelle unkundige, ungebildete Leute gesetzt. Im Stadtamt ist der Oberbuchhalter lust entlassen und interniert worden, an seine Stelle aber ein früherer Kassenbote getreten. Zum Inspektor aller deutschen Schulen ist ein Volksschullehrer ernannt worden. Einsehend, daß er einen solchen Posten nicht ausfüllen kann, wollte er auf diese Ehre verzichten, ihm wurde aber vom Unterrichtskommissar seine sofortige Entlassung aus dem Dienst in Aussicht gestellt, falls er bei seiner Weigerung beharre. Personen aber, die den Posten gewachsen wären, werden beiseite geschoben und arbeitslos. Eine Anzahl rigaischer Herren; darunter einige mit Hochschulbildung, haben ein Kartell gebildet und führen Möbeltransporte aus, während des Schreibens und Lesens kaum kundige Personen in der Stadtverwaltung, im Verpflegungsamt usw. verantwortliche Posten bekleiden.

Trotz der Arbeitslosigkeit werden auf den Straßen Personen aufgegriffen und zur Schwerarbeit gezwungen, unabhängig von ihrem Bildungsgrad und von ihrem Alter. Bezahlt werden sie für diese Arbeit nicht, sie erhalten nur eine Freimarke für die Suppenküche und eine Zuschlagkarte auf Brot, auf die sie nichts bekommen. Selbst Frauen werden auf diese Art zu Schwarzarbeiten veranlaßt. Am 15. März sind u. a. 18 Damen auf der Straße aufge-

griffen worden (eine von diesen hat zu Hause ein dreimonatiges Brustkind) und mußten in einer zugigen Scheune altes Eisen sortieren.

Außerdem haben sich alle Arbeitslosen in den Bezirksmilizen melden müssen.

Die Lage der Schulen ist nicht weniger trostlos. In den lettischen und russischen Schulen herrscht ein unbeschreibliches Chaos, überall existieren Schülerkomitees und von einer ernststen Ausbildung ist nicht die Rede. Der Religionsunterricht ist innerhalb der Schulräume strengstens untersagt, wird also auch nicht einmal fakultativ zugelassen.

Hinter all den Hunderten von Verordnungen, die im Laufe dieser 2½ Monate herausgegeben sind, steht der Terror in seiner grausigsten Art. Jede Äußerung von Unzufriedenheit, jedes Murren über die Unerträglichkeit der Lage, mögen sie kommen, von wem sie wollen, einem Armen, Begüterten, Gebildeten oder Ungebildeten, wird mit der rücksichtslosesten Härte niedergeschlagen. Wer murren, kommt in Gewahrsam und von dort vors Tribunal, das schon einen Grund zur Verurteilung finden wird. Auf offener Straße werden Menschen aufgegriffen, interniert und bei der Verhandlung dann gefragt, wofür sie eigentlich interniert seien. Oder es erscheint in der Zeitung die Mitteilung, daß der und der interniert sei und diejenigen, welche etwas über ihn auszusagen hätten, werden aufgefordert, ihre Aussagen zu machen.

Damals, als die Bolschewiki in Riga einrückten, da versprochen sie ein Paradies auf Erden zu errichten. Hunger, Elend und Mord haben sie gebracht. Die Unzufriedenheit wächst in allen Schichten der Bevölkerung — bei den Bürgern, den Bauern, der Arbeiterschaft.

### **Riga vor und nach der Befreiung.**

140 Tage ist die Hauptstadt des Baltikums unter der Herrschaft der Bolschewisten gewesen. In zwei Monaten — das hatte Peter Stutschka, der Führer der lettischen Bolschewisten, verkündet — sollte Riga in ein Paradies verwandelt werden, wenigstens für die Arbeiter. Gründe, deren Erörterung hier nicht hineingehört, haben es der lettischen Räteregierung möglich gemacht, viel länger an der Herbeiführung dieses idealen Zustandes zu arbeiten. Hatte sie nun ihr Ziel erreicht, als der baltische Stoßtrupp am 22. Mai, unterstützt von bescheidenen deutschen Verbänden, Lettlands Hauptstadt aus ihren Händen befreite? Für die Antwort auf diese Frage will ich

keine anderen Zeugen anführen, als die zu Beglückenden selbst. Am 19. Mai, drei Tage vor der Befreiung, fanden in Riga Wornwahlen für den neu zu wählenden Arbeiterrat statt. Am Sonntag, den 18. Mai, hatte im Zirkus das erste politische Meeting stattgefunden, das nicht von bolschewistischer Seite einberufen war. Man hatte bisher konsequent jede anders denkende öffentliche Versammlung verboten gehabt. Als bei diesem Meeting eine kommunistische Resolution zur Abstimmung gelangte, wurde sie mit einer Mehrheit von 150 Stimmen abgelehnt. Der Wahltag bestätigte dieses Sturmzeichen. Am Montag wurde in keiner einzigen Fabrik Rigas ein kommunistischer Kandidat gewählt! Die Sozialrevolutionäre und Sozialdemokraten siegten auf der ganzen Linie. Kein Wunder, daß die Bolschewisten am nächsten Tage die Wahlen für ungültig erklärten und ihre Annullierung verlangten. Das Volksgericht, die Stimme der Arbeiter, hatte gesprochen, und der Jubel, der zwei Tage später den einrückenden Befreiern entgegenscholl, kam wahrlich nicht nur aus den Kreisen der „Burschuis“.

Ich habe Riga knapp zwei Tage nach der Einnahme betreten. Nie werde ich diesen Eindruck vergessen. Ich kam in eine tote Stadt, in ein gigantisches Massengrab. Nicht die Leichen einzelner im Straßenkampf gefallener Bolschewisten, die noch auf den Straßen lagen, nicht die spärliche Belebung der Straßen durch die ersten Menschen, die sich aus den Häusern herauswagten, erweckten dieses Gefühl. Viel stärker wurde es durch die Straßenzüge wachgerufen, die der Evakuierungsbefehl vom 25. März verödet hatte. Am 25. März hatte die Räteregierung ein Dokument ergehen lassen, das als ein Denkmal aus der Bolschewistenzeit aufbewahrt zu werden verdient. Dieses Dokument lautet:

„In Anbetracht der Ereignisse in anderen Städten Lettlands, wo die Bourgeoisie aus Kellern und Fenstern der Häuser die Truppenteile der Roten Armee und Kampfabteilungen der Arbeiter beschossen hat, befehlen wir:

1. Alle Bürger, die nicht Arbeiter von physischer Arbeit oder Angehörige der Arbeiter von physischer Arbeit und der Rotarmisten sind, oder die nicht in Fabriken, Werkstätten, Rätehandlungen oder Räteinstitutionen beschäftigt sind, und die in folgenden Straßen wohnen: Kalnezeemische, Kleine Lager-, Waisen-, Scheunen-, Große Sünder-, Weber-, Sumorowstraße, Mitauer Chaussee, Karl-, Marien-, Bernauer Straße, Dünaufer von der Mühlenstraße bis zur Elisabethstraße, Große Moskauer Straße, Alexanderboulevard und

Alexanderstraße, Petersburger Chaussee, Dünaburger Chaussee, Thronfolgerboulevard, Tottlebenboulevard und in allen Gehäusern an den Querstraßen, welche auf die obengenannten Straßen auslaufen: Haben bis 8 Uhr abends des 27. März dieses Jahres ihre jetzigen Wohnungen zu verlassen und nach folgenden Orten überzusiedeln:

Aus dem 6. Milizbezirk — nach Hasenholm, aus dem 1. und 2. Milizbezirk — nach Rundsingsholm und dem 5. Milizbezirk, aus den übrigen Bezirken — nach dem 5. Militärbezirk (Rote Düna).

2. Beim Verlassen ihrer Wohnungen dürfen die oben erwähnten Bürger keine überflüssigen Lebensmittel, sowie keine Möbel, Kleider, Geschirre, noch anderes Inventar fortschaffen.

3. Alle verlassenen Wohnungen werden hierdurch in Verwaltung der Hausknechte übergehen, die dafür verantwortlich sind, daß die in den Wohnungen zurückgelassenen Sachen nicht gestohlen oder verschleppt werden.

4. Alle, die diesen Befehl nicht befolgen, werden nach dem Revolutions-Kriegsgezet bestraft werden.

Glieder des Revolutions-Kriegsstates:

D. Beika. M. Dumpis. Lenzmann. D. Densfs.

J. Tomaschewitsch."

Der Befehl ist nicht buchstäblich durchgeführt worden. Es gab in den einzelnen Häusern Familien, denen es durch Freundschaft mit dem Dwornik (Portier), oder durch reichliche Schmiergelder glückte, in ihrem Hause bleiben zu können. Aber Tausende und abermals Tausende mußten ihre Wohnungen verlassen und in der Winterkälte hinausziehen in die Baracken auf den Dünaeinseln, in die Hütten der Vorstadt, und es war schon Gnade, daß man sie nicht einfach verhungern ließ, sondern ihnen schließlich gestattete, sich alle paar Tage an Lebensmitteln zu holen, was sie aufstreiben konnten. Die Befreiung Rigas hat sie aus diesen Konzentrationslagern wieder erlöst. Aber noch starren Hunderte von Häusern aus öden Fensterräumen auf die Straßen und schließen sich zu einem Wilde trostlosester Einsamkeit zusammen.

Die Rigenser sind ein lebenslustiges Völkchen, und die wundervollen Sommertage nach der Befreiung taten das Ihrige dazu, um die Straßen rasch wieder zu beleben und die tiefe Melancholie der Tausende in eine neu erwachende Lebensfreude zu verwandeln. Allmählich kehrt das Gefühl der Sicherheit wieder, daß es mit der Herr-





Fund bei einem Rigaer Photographen.  
Zwei Angehörige der Rigaer „Roten Armee“.

schaft der Bolschewisten vorbei sein wird, daß die lettländische Landeswehr die Heimat vor neuen Wellen dieses Terrors bewahren wird.

Was die Bolschewisten haben tun können, um der lettländischen Landeswehr diese Zukunftsaufgabe zu erleichtern, das haben sie redlich getan. Ihre Wirtschaft in Riga hat nicht nur die Unmöglichkeit ihrer sozialen und wirtschaftlichen Ordnung mit greller Deutlichkeit erwiesen, sondern sie hat auch in allen Kreisen der Bevölkerung, vom einfachen Arbeiter bis zum Edelmann, die gleiche Erbitterung, den gleichen Haß zurückgelassen. Die Bolschewisten predigen die Gemeinwirtschaft in ihrer konsequentesten Gestalt. Was sie aber in Riga durchgeführt haben, ist keine Wirtschaft zum allgemeinen Besten, sondern nur für die Taschen einiger Weniger. Sie haben die Waren der nationalisierten Geschäfte nicht etwa zugunsten der Staatskasse weiter verkauft, sondern jeder Kommissar, jede der zahlreichen weiblichen Bestien, die als Miliziantinnen das fürchterlichste Schreckensregiment geführt haben, stahl für sich, was der einzelne wollte. Die Erträge der nationalisierten Häuser flossen nicht in die Staatskasse, sondern in die Taschen der Hauskomitees und Hauskommissare, die für jedes Haus, meist in der Person des ehemaligen Portiers, eingesetzt wurden. Bei den Hausdurchsuchungen, die völlig nach Willkür stattfanden, bei manchen Familien bis zu zwanzigmal, bei anderen im selben Hause gar nicht, schleppten die Rotgardisten und Milizianten mit sich fort, was jedem einzelnen gefiel. Es gab kein persönliches Eigentum mehr, die Bankdepots wurden evakuiert, Möbel und Wäsche wurden fortgenommen, aber alles nicht zur Verwendung für den Staat, zum Segen der Allgemeinheit, sondern zur Bereicherung für den einzelnen Beamten der Räteregierung. Die „Burshuis“ wurden zur Arbeit gepreßt, und man war sehr erfinderisch darin, sie für möglichst anstrengende und unangenehme Arbeit zu verwenden. Aber vergeblich habe ich an den verschiedenen Stellen eine Antwort auf die Frage gesucht, was man denn mit den Arbeitern getan habe, die früher gegen Entgelt diese Arbeiten verrichtet haben. Es kam, das ist unverkennbar zutage getreten, dem bolschewistischen Regime weniger darauf an, das Leben des Arbeiters zu erleichtern, als das des „Burshuis“ zu erschweren.

Das gilt in noch verstärktem Maße für die Lebenshaltung. Man hatte die gesamte Bevölkerung in drei Kategorien geteilt. Die Angehörigen der 1. Kategorie (Kommissare der Regierung, Schwerarbeiter) erhielten täglich 300 Gramm Brot, die der 2. Kategorie (leichte Arbeiter, Angehörige der Kommissare, Vertreter künstle-

rischer Verufe, Frauen und Kinder) täglich 200 Gramm, die der 3. Kategorie, die „Burschuis“, täglich 100 Gramm. Bis Anfang Mai hatte es außer Brot und dem Napf Suppe, den jeder Bürger sich täglich einmal für 50 Kopfen holen konnte, keinerlei weitere Lebensmittel auf Karten gegeben. Wohl aber war einmal über vier Wochen lang selbst die Brotverpflegung völlig ausgefallen. Wenn man an die wiederholten Streikunruhen in verschiedenen Orten Deutschlands denkt, wo die Arbeiterbevölkerung drohend mehr Lebensmittel forderte, so begreift man kaum die Geduld, mit der die Massen in Riga diese völlig unzureichende Nahrungsmittelabgabe ertrug. Man begreift sie um so weniger, als es offenes Geheimnis war, daß alle Brutalität des bolschewistischen Terrors den Schleichhandel nicht unterdrückte. Wohl ist es wahr, daß Ratten ein begehrter Artikel waren, daß man sich um die Abfälle auf der Straße raufte, wohl starrt jetzt auf den blassen hohlwangigen Gesichtern Tausender Menschen das Gespenst überstandenen Hungers den Besucher scheußlich an, aber es hat immer noch Händler gegeben, die trotz aller drohenden Strafen der Beschlagnahme aller Lebensmittel, den Schleichhandel entgegensehten, immer noch Familien, die es verstanden, die Mittel für den Kauf der Lebensmittel verborgen zu halten. Man zahlte zuletzt für das russische Pfund Kartoffeln 12, für Butter 60 bis 65 Rubel, für Schweinefleisch 55 Rubel, für Brot 15 Rubel, für ein Ei 20 Rubel, aber man bekam auch dafür, was man brauchte. Am Donnerstag der Befreiung kostete das Stof Milch noch 10 Rubel, am Sonnabend war es auf 2 Rubel gesunken. Als Sonntag ein paar Geschäfte, die noch irgendwelche Waren hatten, sich schüchtern öffneten, notierte ich einige Preise: 1 Dose Guttalin — 5 Rubel, eine Tabakpfeife — 180 Rubel, Schnürsenkel — 7 Rubel, Spielkarten 40 Rubel, 1 Fläschchen Tinte — 4 Rubel. Das Fläschchen Limonade, das ich glückstrahlend auftrieb, bezahlte ich mit 8 Mark.

Am besten ist es bei den Bolschewisten den Künstlern ergangen. Sie haben völlige Bewegungsfreiheit genossen, sie sind weder für Arbeiten, noch für die Rote Armee gepreßt worden. Das Deutsche Stadttheater, das am Tage meiner Abreise aus Riga im Januar in hellen Flammen stand, ist wie durch ein Wunder gerettet worden. Ein Angestellter hatte den Mut, in dem brennenden Hause die Regenvorrichtung in Betrieb zu setzen, und so ist selbst die Bühne noch gebrauchsfähig gerettet worden. Hier spielte nun „Rätelettlands Oper“, während in das einzige lettische Theater eine russische Oper einzog und in einem Saal eine Freie deutsche Volksbühne sich aufat.

Die Gagen der Künstler betrugen bis zu 1400 Rubel im Monat, sie alle, wie auch die Bühnenarbeiter, waren in einen professionellen Verband zusammengeschlossen. Daneben wurden zahlreiche Konzerte veranstaltet, deren Programm zweifellos künstlerisch zusammengestellt war. Auch in den Theaterspielplänen wurden ernste Werke, insbesondere revolutionäre, bevorzugt. Den alten Geheimrat von Goethe, dessen „Faust“ man aufführte, hatte man allerdings seines Adels entkleidet. Es war kein Druckfehler, sondern der Mann hieß im bolschewistischen Staate auf allen Ankündigungen einfach „W. Goethe“.

Auch die Malerei und Bildhauerei fand bei der Räteregierung begeisterte Förderung. Allerdings bevorzugte man sehr einseitig die allernuesten Richtungen. Man errichtete Denkmäler für Marx und Liebknecht, wenn auch nur aus Pappmaché, man setzte die Stadt zum 1. Mai unter ein Meer von Farben und strich insbesondere sämtliche Laternenpfähle weiß an, nur die Kronen rot. Auch das Innere des Rittershauses wurde in ein Meer roter Farbe verwandelt. Von den Plakaten geben die Postkarten noch eine schwache Vorstellung, die ich im Quartier der deutschen Gruppe der kommunistischen Partei gefunden habe. Ein nicht minder berebtes Zeugnis für die Farbenfreude der Räteregierung legen ihre Geldscheine ab. Sie sind in großen Bogen gedruckt und wirken wie ein krauses Tapetenmuster. Aber diese bunten Papiere haben viel Unheil angerichtet und bieten für den wirtschaftlichen Neuaufbau kein geringes Hindernis. Man hat alle Rubelarten im Kurse gleichgestellt, und es war daher selbstverständlich, daß die Räteregierung und ihre Angestellten immer mit den wertlosen Kerenskischeinen oder ihrem eigenen Papiergeld zahlten. Massen von diesen wertlosen Zecken sind heute der einzige Besitz vieler Rigenjer Bürger, und es wird eine schwierige, aber dringende Gefahr sein, hier einen Ausgleich zu finden, der jedem gerecht wird.

Ich habe eingangs schon erwähnt, daß die Bolschewisten das von ihnen so gern gebrauchte Wort „Freiheit“ in der brutalsten Weise nur so gedeutet haben, daß sie für sich alle Freiheit in Anspruch nahmen. Sie haben sich aber nicht damit begnügt, alle öffentlichen Äußerungen gegenteiliger Meinungen zu unterdrücken, sondern sie haben ihren Terror auch auf alle die wirtschaftlichen Organisationen ausgedehnt, die die Arbeiterschaft sich in jahrelanger Tätigkeit aufgebaut hatte, um ihre Lage zu verbessern. Die lettische Zeitung „Tautas Balis“ (Volksstimme), das Organ der lettischen sozialdemo-

kratischen Arbeiterpartei, die auf dem Standpunkt der deutschen U. S. B. steht, hat selbst noch in ihrer Nummer vom 16. Mai bittere Klagen darüber geführt, daß ihre Organisationen gezwungen worden sind, ihre Tätigkeit zu unterbrechen. Die Zeitung erwähnte damals schon die Tatsache, daß die große Mehrzahl der Einwohner, insbesondere aber gerade die vor Hunger sterbende Arbeiterschaft und die Landlosen, entschiedene Gegner der Bolschewisten geworden seien. In der That unterliegt es keinem Zweifel, daß die Arbeiter, die den Segen des Bolschewismus in Riga in so reichem Maße gerade am eigenen Leibe kennen gelernt haben, mit ihm auch innerlich fertig sind. Die Gottheit, die viele gutgläubig angebetet haben, hat sich als ein Götz erwiesen, der seine Verehrer vernichtet und nur seinen wenigen Priestern Vorteil bringt.

---

**„Der Firn“**

**Verlag für praktische Politik und geistige Erneuerung**

Berlin W. 62, Lutherstraße 19

**Arno Franke**

## **Nach Eden oder nach Golgatha?**

Eine ernste Frage an Deutschlands Arbeiterschaft,  
mit einem Geleitwort von Konrad Haenisch,  
Preußischem Kultusminister

Die Sorge um die Rettung der Sozialrepublik hat den Autor das Wort an Deutschlands Proletariat richten lassen. Er verwahrt sich scharf dagegen, der deutschen Arbeiterschaft bei der Erhebung ihrer gerechten Ansprüche in den Arm fallen zu wollen, legt aber nichtsdestoweniger an den Mißbrauch der Revolution durch gewisse politische Gruppen den Maßstab einer durchaus sachlichen Kritik. Franke setzt der deutschen Arbeiterschaft in teilweise hinreißender Sprache auseinander, wieviel von ihrem Verhalten im jetzigen Moment abhängt und was für sie auf dem Spiele steht. Von dem geistigen und psychologischen Wesen der radikalen Linksgruppen gibt der Verfasser nach dem vorliegenden Material eine ausgezeichnete Analyse. Das Büchlein, zu dem der preußische Kultusminister Konrad Haenisch ein prächtiges Geleitwort geschrieben hat, bringt folgende Kapitel: Der Sinn der Revolution; Die Revolutionsparteien; Der Mißbrauch der Revolution; Die Sozialisierung; Kautskys Sozialisierungsvorschläge; Die Forderungen der Revolution; Leichtes Demagogenarbeit; Was steht auf dem Spiele?

**Preis 80 Pfennig**

Die Schrift ist zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt  
vom Verlag



**„Der Firt“**

**Verlag für praktische Politik und geistige Erneuerung**  
Berlin W. 62, Luthersstraße 19

**Erwin Barth**

## **Marxismus und Bolschewismus**

**Eine Auseinandersetzung**

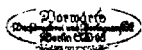
Barth hat den Bolschewismus in das Schmelzfeuer der Marxschen Lehre genommen, wobei sich die Unhaltbarkeit der bolschewistischen Ideen klar ergibt. Während die Bolschewisten auf den Trümmern des Weltkrieges den sozialistischen Staat aufrichten wollen, läßt Barth diesen Bestrebungen gegenüber Karl Marx zu Worte kommen, der in seinem Kapital den Sieg des Sozialismus bekanntlich aus dem **R e i c h t u m** folgert. Die schier unbegrenzten Möglichkeiten der Produktion werden (nach Marx) die bisherigen Methoden der Verteilung sprengen.

Der Autor des vorliegenden Buches ist nun der Marxschen Beweisführung, soweit sie sich mit den Argumenten der Bolschewisten begegnet, mit feinem Verständnis nachgegangen und hat das umfangreiche Material auf engem Raume übersichtlich zusammengefaßt. Es ist ihm gelungen, die Marxschen Gründe gegen die Bestrebungen des Bolschewismus in allgemeinverständlicher Sprache wiederzugeben.

Das Büchlein ist wichtig als eine Zusammenfassung Marxscher Äußerungen über die großen Fragen der Zeit. Der Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus spricht hier zu den Massen in einer problemschwangeren Zeit, in einer Zeit der wichtigsten Entscheidungen. Möge er aus diesem Buche von den Massen der Arbeiter Deutschlands gehört werden!

**Preis 80 Pfennig**

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag**



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)